Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 25 Leipzig, den 23. Juni 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Weshalb die Christen Christen sind: 4. Wilhelm Heinrich Riehl — Die Reise ins Negativ — Katholische Tendenzen — Die Mitarbeit der Frauen an der Fürsorge für die verbrecherische Jugend — Zur Frage nach der Zukunft des Orients — Jean d'Agrève. Roman von Vogüé — Verschiedenes: Ein Professor der Theologie über den spanisch-amerikanischen Krieg; Moderne Kreuzzüge; Die monistische Weltanschauung; Freunde der Fortentwicklung der evangelischen Kirche in protestantischem Geiste; Worte der Väter; Der Lehrer in der Litteratur; Erinnerungen an meine Schuljahre; Erläuterungen zu Platons „Gastmahl"; Wenzel Link — Anfrage an die Freunde — Anzeigen

Weshalb die Christen Christen sind

4. Wilhelm Heinrich Riehl

Aus der bewegten Welt des politischen Handelns treten wir in das Arbeitszimmer eines sinnigen deutschen Gelehrten, der daneben auch zugleich ein wenig Künstler ist. Wie uns bei den beiden Helden, vor denen wir zuerst Halt gemacht haben, auffiel, daß ihnen ihr Glaube mit ihrem Lebensberuf zusammenwuchs, daß er ihnen helfen mußte, Fürst und Kanzler zu sein, und sie eben in der dadurch gewonnenen Berufsbegabung den Wert des Christentums kennen gelernt haben, so zeigt auch das Bild von Riehls Christentum, das uns aus seinen „Religiösen Studien eines Weltkindes" entgegentritt, wie anpassungsfähig an die verschiednen Bedürfnisse des menschlichen Herzens die christliche Idee vom höchsten Gute ist.

Riehls Interesse am Christentum ist dies, sich dadurch eine bestimmte Lebensauffassung, die des Optimismus, der das Unvermeidliche mit Würde trägt und mit verfeinertem Geschmack alles Edle und Schöne auskostet, begründen und sichern zu lassen. Das Christentum ist ihm die Kunst, mit lachendem Auge in die Welt zu sehen. Christliche Religion ist Weltfreudigkeit. „Wer wahrhaft fromm ist, dem ist das Leben nicht Leiden und die Erde kein Jammerthal. Der wahrhaft fromme Mensch genießt das Glück des Daseins und gönnt und verschafft es Andern, so viel er vermag." Darum ist das Wichtigste am Christentum, daß es das schwerste Leid der Menschheit, das sonst alle Lebensfreude stören würde, den Tod in Segen verwandelt. Religiöser Glaube ist Unsterblichkeitsglaube. „Mit dem Verzicht auf diesen Glauben würden wir auf das Christentum selbst verzichten." Der Inhalt dieses Glaubens aber ist für den modernen Menschen und für den Protestanten nicht Ruhe, sondern Entwicklung. „Der Himmel nicht ein Zustand ruhenden Genusses, sondern des beseligenden Strebens und der That. Unser Erkennen, Fühlen, Wollen, das auf Erden so verkümmert blieb, wüchse zu steigender Erfüllung empor, und der Himmel böte verklärten Wesen das höchste menschliche Glück, das Glück des ungehemmten Erkennens, des ungetrübten Empfindens, des gesegneten Schaffens.... Dieser Glaube ist der Glaube an das sich vollendende Ideal der Menschheit wie des Einzelnen." Eben darum ist er eins mit der Lebensanschauung, die das höchste Gut in der Vervollkommnung des Denkens, Fühlens und Wollens, in der Aufnahme und Aneignung alles Edeln, Schönen und Wahren auf Erden, sagen wir: in der denkbar größten Steigerung der **Kultur** sieht. Denn die Gottähnlichkeit, zu der Gott den Menschen erschaffen hat, soll nicht allein sittliche Veredelung, sondern die volle Ergründung und Beherrschung der Natur sein.

Das ist ein sehr andersartiges höchstes Gut, als es den Männern des Staates vor Augen gestanden hatte. Das Interesse an dem gut und weise Handeln tritt zurück hinter dem Verlangen des Intellekts nach reiner Erkenntnis, dem ästhetischen Durst nach Schönheit und Bereicherung der Seele. Wir erkennen leicht, daß diese Vorstellung vom höchsten Gut wohl weniger aus dem lutherischen Verständnis des Evangeliums, als aus der Gedankenwelt unsrer großen Klassiker und zuletzt aus dem Lebensideal der Antike herstammt. Aber wir wollen doch nicht vergessen, daß auch dafür im Neuen Testament Anknüpfungspunkte vorhanden sind: **Jesus Christus, der dem Tode die Macht hat genommen, und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht durch das Evangelium** (2. Tim. 1, 10).

Foerster

Die Reise ins Negativ

Als Kind hatte ich meine Lieblingshoffnungen für den Himmel. Wenn meine ältern Geschwister Etwas thaten, das ich nicht verstand, oder Etwas sagten, das mir geheimnisvoll blieb, so war mein einziger Trost, daß ich es mal erfahren würde — mal: bei der Lösung aller Rätsel. Denn das war mir vorwiegend der Himmel. Die Rätsel haben mich früh gequält. Ich glaube, alle die Kobolde, die mich nächtlich plagten, sind Rätsel gewesen. Aber tags mußten sie weg, dahin, wo wir die Sorgen hinwischen sollen. Und die Rätsel waren damals meine einzigen Sorgen. Nachmals gingen sie mir härter über die Seele.

Wo war ich? Ach ja: bei den ersten Kinderrätseln. — Dann war es mehr das Rätsel der Gerechtigkeit, das mir zu schaffen machte. Ich sah allmählich, daß der Einzelne, der Bruder, der Spielkamerad, der Schulfreund, gar zu viel Inkorrektes zusammenthat. Ob jemals Zeit sein möchte, ihn für Alles besonders zur Verantwortung ziehen zu können? Wie Vieles vergißt er schon im Tage! Wieviel seiner Strafe wird er verstehen? Allmählich begann ich ein abgekürztes Verfahren zu fürchten. Es wird Einem aufgerechnet, und er kriegt nur die Pauschsumme ausgezahlt!

Der Gedanke der Erlösung mit ihrem großen Strich durch die Rechnung hatte für mich nichts Angenehmes. Ein andrer Maßstab als ich selbst in freundlicher Auslegung war mir noch nicht gekommen. Und so fand ich, daß es den Andern schon recht sein könnte, Alles erlassen zu kriegen, aber wie kam ich dabei auf die Rechnung?

Später, als andre Maßstäbe mir lebendig wurden, geschah doch Allerlei, das es auch mir wünschenswert erscheinen ließ, keine krasse Strafe für Alles leiden zu müssen, was ich that — ich ertappte mich doch auf allerlei Lieblosigkeiten. Und trotzdem — ich konnte mir nicht helfen: die ganze Geschichte kam mir im Grunde recht zwecklos vor, wenns doch auf den großen Strich hinauslief. Wieviel Fragen und Probleme des Rechtthuns im täglichen Leben blieben dabei ungelöst! ewig ungelöst! Vielleicht wird die Rechnung wenigstens erst vorgelesen? Aber ich war

inzwischen in meinen psychologischen Anschauungen soweit gekommen, einzusehen, daß Wissen und Kenntnisnehmen unglaublich wenig bedeuten. Wenn man es nicht irgendwie zu fühlen bekommt, so bleibt die Sache zwecklos.

Einen großen Fortschritt in diesen Gedanken bedeutete die Erkenntnis, daß alle die Dinge — und gerade die, auf deren Erhellung ich am gespanntesten war — so fest in ihrem besondern Netz von Vor- und Nach- und Nebenher hängen, daß sie, wo nur eine Masche sich verrückt, ihren eigentlichen Sinn verlieren. Wenn du Jemandem Unrecht gethan hast, indem du die Gruppe von Leuten, zu der er gehörte, unter falschen Gesichtswinkeln betrachtetest, so kannst du zurechtgestellt eigentlich nur werden, indem du ihn in allen seinen Beziehungen zu den Leuten, durch die er zur Gruppe gehört, erlebst. Oder wenn du Abwehrmaßregeln ergreifen mußt und weißt selbst nicht recht, wie du daran bist — du lebst dich in Zorn ein gegen den Andern —, fühlst du nicht selbst, daß eine Sühne nötig ist? Aber wie willst du ihn verstehen? Du müßtest ihn erleben können mit dem Lebensgefühl, das er hat, dem ganz unwiederholbaren einzigen, das aus seinem bisherigen Leben zusammendestillirt ist, wie im Quellwasser der Geschmack aller Erze und Gesteine, die es durchsickert hat vor dem Augenblick, in dem es ans Licht kam. Schließlich reicht jede einzelne That über den Menschen zurück, der sie thut. Wie dächte ich, wenn ich als Kind eines Buddhisten geboren wäre? Und wozu bis nach Asien! Wie dächte ich, wenn ich als Kaufmann, als Schiffsjunge, als Kadett erzogen wäre? Wie, wenn ich von Diebsgesindel stammte? Ich wäre einfach nicht mehr ich. Ganz recht! Ueberall, wo wir einhaken, reißen wir an der ganzen Kette. — Als ich soweit gekommen war, wollten zunächst die Gefühle von Verantwortlichkeit und Sühne schwinden. Aber sie thaten es nicht: Genießen wir Böses von Voreltern her, so doch auch Gutes, z. B. das Leben selbst, das immer ein Gut ist, wenn auch längst nicht das höchste. Es ist krank und weichlich, anders zu empfinden. Und jedenfalls stehen wir darin. Und wer in die Tiefe leben will —

Halt!

Nun muß ich über eine andre Reihe von Gedanken, besser: Erlebnissen berichten. Ich hatte inzwischen meine Erlösung erlebt. Das ist auch eine Kette, die zurückreicht. Ich will aber nur das Notwendigste sagen, den Effekt der Sache. Ich war also losgekommen aus der ganzen Misere, die für Andre anders da ist, für mich aber nicht zum wenigsten in jenem Rechnen mit fremden und eignen Schuldposten lag. Es hatte mich der Glanz vom Bilde des Menschen getroffen, der aus sich herauslebt, frei vor sich ohne stete Frage, was hier, was dort für ein Eindruck wird, frei auf das Ziel los: den größern Menschen, den neuen.

Das ganze Weltbild war mir dadurch verändert. Es handelte sich in der Welt nicht mehr um eine Sammlung von kugelförmig abgeschlossenen Leben, jedes in eine ausführliche Zensur eingewickelt, wie Aepfel, die nicht faulen sollen. Was hat eine Zensur überhaupt für einen Zweck, wenn nicht den, die vergangne Arbeit beurteilen zu lernen, um besser weiter zu finden? Und es muß weiter gehen. Vorwärts und aufwärts heißt die Wahrheit, neben der es keine andre Wahrheit giebt.

Und doch, so meldete meine alte Weisheit sich weiter und setzte gerade da ein, wo ich sie vorhin unterbrach: Wer in der Tiefe leben will, muß die Widerstände verstehen, sowohl seine als die der Andern, er muß die Andern erleben. Ich komme von dem Gedanken nicht los: wir müssen noch unser ganzes Negativ hindurchleben, wenn wir mit dem Positiv fertig sind. Wir sind wie eine Skulptur, von der ein Abguß genommen werden soll, ins Weltleben eingedrückt. Wir müssen noch rings um unsre Grenzen herumleben, das ganze Negativ, alle Eindrücke, die unser Leben mit all seinen Worten, Gedanken, Thaten gemacht oder empfangen hat, ganz rund um uns herum.

Wie die Fasern im Waldwurzelgeflecht an einander vorüberkriechen, hin und her und immer ausweichend, und so die Kronen und ihre einzelnsten Aestchen und Blättchen: — Luft ist Erde, was sollte sie sein? — und der Baum ist wunderbar organisirte Erde und so in die unorganisirte Lufterde eingebettet. Er kennt seine Gestalt nicht und nicht seinen Ein- und Abdruck; denn er lebt nur in sich, nicht um sich. Er lebt nur in all seinen eignen Adern und Fasern. Aber er ist auch nicht Selbstzweck, er ist für uns da, schlechtweg für uns da, die wir über ihm sind, wenn auch in seinem Schatten, die wir ihn übersehen, weil wir sein Negativ sehen, das um ihn herum. Sind wir Menschen aber Selbstzweck, so müssen wir noch soweit über uns hinaus, daß wir unser Negaliv erleben: das ganze Negativ, das wir als organisirte Geister in das Geistreich hineingelebt haben, alle Fäden und Fasern von uns und zu uns.

Was das wohl bedeuten mag für Manchen? Weß Geist plump wie ein Stein war, der lebt vielleicht im Handumdrehn um sich herum. Aber ob Mancher nicht fast die ganze Welt erleben muß, zurück und hinaus, damit er sein Negativ erlebe? Ja, wie es damit steht, darüber bin ich zu keinem Entschluß gekommen. Unser Lehrer, der alte Schellbach, pflegte uns den Zusammenhang des Weltganzen in der Anziehungskraft der Atome dadurch zu erklären, daß er den Arm winkend in die Höhe hob und sagte: „Wenn ich den Sirius winke, denn kummt er! — nu still!" beantwortete er dann unser Lächeln: „wenns auch nur Einer versteht, denn is gut." — Guter alter Schellbach! lieber Phantast; wenn wir auch über deinen Sirius und den „rasenden Punkt" lachen mußten: du hast uns doch manche Wahrheiten plastisch gemacht in deiner kindlichen seinen Art. Nun sitz ich hier und grüble über meinen Zusammenhang mit dem Sirius außer durch Atomanziehung. Das Ganze erleben, soweit wir Beziehungen hatten und uns abdrückten, das ganze Negativ. Und wie weit das reichen mag? Ob ins Unendliche für jeden, der das Gefühl des Unendlichen fühlen kann? Unendlich sind alle Beziehungen unsers Lebens, darum unsre Schuld unendlich und unsre Sühne also auch? Ob es so ist?

Wie es nun ist, durchs Negativ müssen wir leben.

Das ist wohl eine Art Fegefeuer? — Es kommt mir auf Namen nicht an. Nenne es ruhig so. Ich glaube dann also an das Fegefeuer.

Und davon keine Erlösung? — Nein und ja, wie du willst.

Nein, denn es ist für die, die bei Gott volles Leben leben sollen, unerläßlich, daß sie ihr Leben ganz leben lernen. Also müssen sie durchs Negativ.

Aber auch: Ja; denn ich glaube, daß es eine Form oder Stufe des Lebens und Wirkens giebt, wo man von den allzusorgenden Nachgedanken über die Splitter, die rechts und links fliegen, erlöst ist, wo man der Sache lebt — vorwärts, Gott nach, der auch nicht auf Kanevas gestickt, sondern frei in die Ewigkeit hineingelebt ist; und wer nun dahin gelangt ist, der, meine ich, begrüßt mit Jubel sein Negativ. Er fühlt jeden Schmerz noch einmal, den er fühlte und den er fügte; aber er fühlt und lebt ihn in seiner Ganzheit, in seiner Lösung und aus der Vollkommenheit heraus, die er erworben haben wird. Und so fühlt er ihn mit jenem Jubel, mit dem der Dichter fremde Innenleben, fremde Wehen in der Ichform durchlebt.

Und so annähernd: Jeder mit soviel Freiheit, als er errungen hat.

Die Aussicht auf die Reise ins Negativ leistet mir noch andere Dienste.

Einmal nämlich so: Bin ich erlöst, so bin ich natürlich von Schuld und vom Gut und Böse erlöst. Ich wüßte nicht, wovon sonst. Diese einfache Sache, die doch die konstituirende Wahrheit sowohl des Werkes Christi als der Reformation Luthers ist, haben wir ja so gründlich verlernt, daß sie uns im grotesken Hohlspiegel des Zarathustra erscheinen mußte, um überhaupt wieder unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Und es ist ganz normal, daß die Aufmerksamkeit auch unter uns, wie einst unter Pharisäern und Scholastikern, die Form der korrekten Entrüstung annimmt. Bin ich nun erlöst, mich nicht mehr von allerlei Moralen, sondern nur noch von Gott ziehen zu lassen, so ist mir die Reise ins Negativ das, was den Alten der „dritte Gebrauch," der usus tertius des Gesetzes — das Gesetz als Lehrer — sein sollte, aber natürlich nicht konnte. Ich aber weiß, die Hiebe, die ich zu Unrecht verteilte, muß ich einst im Negativ schmecken. Das schützt mich vor Leichtsinn.

Und wunderbar gleichgiltig macht das Negativ gegen Tages-

erfolge und doch nicht faul. Es ist wie eine große Gelassenheit in der Seele, wie eine langsam aufbrechende Großgewalt.

Dann aber ist mir das Negativ eine wahre Erlösung von Rachegedanken. Ich kann nicht ohne weiteres Unglimpf, Schlechtigkeit, Kleinlichkeit vergeben. Da denke ich: laß nur: genau so, wie du mich getroffen hast, aber durch die Scham verstärkt, mußt du es einst durchmachen bei deiner Rundfahrt im Negativ.

Das ist selbst kleinlich? Aber erstens: ich werde dadurch die Kleinlichkeit gerade los. Denn allen meinen Aerger, alle meine Sorge, allen Eifer mich zu rächen, den ganzen Teufel stecke ich da hinein. Und wenns mir mal sehr zum Aergern ist, lege ich diesen Sack mit Teufeln auf den Amboß und schlage drauf los, bis aller verhockter Aerger ausgeschwitzt ist. Und zweitens: es ist ganz schön, von Liebe und Vergebung und Großem zu reden. Aber das Sein ist doch die Aufgabe — nicht mal das Thun! Da muß nun Jeder zusehen, wie er seinen Teufel los wird. Ich gebe nur mein Rezept. Wem es keins ist, der läßt es. „Wenns auch nur Einer versteht, denn is gut!"

Bonus

Katholische Tendenzen

Unter die Aufgaben, die dem Evangelischen Bunde in der Gegenwart gestellt sind, rechnet der Herausgeber dieser Zeitschrift vornehmlich die Bekämpfung aller katholisirenden hochkirchlichen Irrwege. In der That würde der Bund eine Liebespflicht gegen die evangelische Christenheit erfüllen, wenn er in ihr das Bewußtsein wach hielte, was evangelische Wahrheit und Freiheit ist, selbstverständlich ohne in die Arena kirchenpolitischer Parteikämpfe hinabzusteigen. Wenn ihm das durch energische Betonung der evangelischen Prinzipien gelänge, so könnte der Katholisirungsprozeß, dem die evangelischen Kirchen unrettbar verfallen zu sein scheinen, vielleicht aufgehalten oder rückgängig gemacht werden. Daß hier wirklich eine akute Gefahr vorliegt, soll an Einem Punkte gezeigt werden. Wahrscheinlich werden sich aus allen Landeskirchen Parallelen dazu beibringen lassen.

Nach dem Protokoll der außerordentlichen Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Hannover von 1897/98 (S. 96) ist im Laufe der Verhandlungen über die Maßregelung der drei welfischen Pastoren anläßlich ihres Verhaltens bei der Zentenarfeier von maßgebender Seite der schwerwiegende Grundsatz aufgestellt: „Wenn Jemand grundsätzlich sagt: Ich stelle mein Gewissen höher als die Kirchenordnung, so muß er aus der Kirche (so!) entfernt werden." Es ist im höchsten Grade peinlich zu sehen, wie die Regierung einer Kirche, die durch das Prädikat „lutherisch" auf Luthers Gewissensfreiheit Anspruch erhebt, unter dem Druck der Verhältnisse einen Grundsatz proklamirt, den man wohl in einer päpstlichen Enzyklika, aber nicht im Protokoll einer evangelischen Synode zu finden erwartet. Das Prinzip, durch das die Entfernung jener Pastoren aus dem Pfarramt gegenüber den Angriffen aus der Mitte der Synode gerechtfertigt werden soll, ist ohne Zweifel lediglich für diesen Zweck konstruirt. Man darf billig fragen, ob es mit dem vollen Bewußtsein seiner weitreichenden Konsequenzen ausgesprochen ist. Aber nachdem es einmal aufgestellt ist, wird es sich vermöge der Logik der Thatsachen durchsetzen, auch gegen den Willen seines Urhebers. Das bedeutet für die Hannoversche Landeskirche einen starken Schritt vorwärts in dem allgemeinen Katholisirungsprozeß.

Wenn in dem aufgestellten Grundsatz die Entfernung des Geistlichen aus dem Pfarramt als „Entfernung aus der Kirche" bezeichnet wird, so ist der lutherische Kirchenbegriff mit dem katholischen vertauscht. Die Kirche ist hiernach nicht „das heilige, christliche Volk," das Gottes Wort und damit Gottes Geist hat, nein, sie ist gedacht als der Numerus episcoporum, der rechtliche Organismus mit seinen Konsistorien, Generalsuperintendenten, Superintendenten und Pastoren. Es ist die rechtlich verfaßte Kirche im engsten Sinn; nicht einmal die Synoden sind in ihren Umfang eingerechnet. Denn es ist keine Frage, daß die um ihres Gewissens willen „aus der Kirche entfernten" Pastoren für die Synoden oder Kirchenvorstände als weltliche Mitglieder der Gemeinde sowohl wählen als gewählt werden können. In jener Formel ist also Kirche gleichbedeutend mit Klerus, d. h. der Kirchenbegriff Cyprians ist wieder zur Geltung gelangt. Freilich handelt es sich hier wahrscheinlich um einen Lapsus linguae; denn es ist nicht anzunehmen, daß der Redner nicht gewußt haben sollte, was nach Luther (Art. Schm. P. III. Art. XII.) „ein Kind von sieben Jahren weiß." Aber charakteristisch ist dieses Vergreifen im Ausdruck, das in dem sorgfältig redigirten Protokoll nicht korrigirt ist, im höchsten Grade. Es zeigt, wie nahe dem Redner bei dem Wort „Kirche" die Vorstellung des weltlich rechtlichen Instituts liegt, und wie fern der Gedanke an „die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakrament laut des Evangelii gereicht werden." (C. A. VII.)

Viel ernster ist es jedenfalls zu beurteilen, wenn die Forderung aufgestellt wird, daß der Pastor die Kirchenordnung höher stellen soll als sein Gewissen. Nach diesem Grundsatz verfuhr die römische Kirche, als sie Luther, der die Autorität seines durch die heilige Schrift gebundnen Gewissens der Kirchenordnung entgegenstellte, „aus der Kirche entfernte." Luther hat darauf bekanntlich die Antwort gegeben, indem er die Kirchenordnung, das Corpus iuris canonici, verbrannte und die Urkunde seiner Entfernung aus der Kirche, die Bannbulle, denselben Flammen überlieferte. Hätte Luther, wie heute verlangt wird, die Kirchenordnung höher gestellt als sein Gewissen, so gäbe es keine lutherische Kirche. Sie verdankt ihr Dasein dem Grundsatz des Reformators: das durch Gottes Wort gebundne Gewissen steht höher als die Kirchenordnung. Dieser Grundsatz wird schon abgeschwächt zu Gunsten des katholischen Prinzips, wenn dem „Worte Gottes" das „Bekenntnis" substituirt wird; das letztere tritt damit in Parallele zu der katholischen Tradition. Aber diese Vertauschung läßt sich immer noch rechtfertigen durch die im wesentlichen zutreffende Behauptung, daß der Inhalt des Bekenntnisses die Summe der in der heiligen Schrift dargebotnen göttlichen Wahrheit darstelle. Die Hannoversche Kirchenregierung ist gezwungen, noch einen Schritt weiter zu gehen. Sie schiebt an die Stelle des Bekenntnisses die Kirchenordnung. Das Bekenntnis kommt dann eben als integrirender Bestandteil der letztern in Betracht. Damit stehen wir vollkommen auf katholischem Boden. Die rechtsgiltig erlassenen Ordnungen der Kirchenregierung binden das Gewissen der Pastoren genau so wie die heilige Schrift.

Will man gerecht sein, so muß man zugestehen, daß das evangelische Kirchenregiment sich in einer äußerst schwierigen Lage befindet. Es ist kaum abzusehen, wie eine lutherische Kirche als rechtlicher Organismus existiren könnte, wenn jeder Geistliche sein Gewissen grundsätzlich höher als die Kirchengesetze stellen und unter der Autorität seines Gewissens sie für seine Person außer Kraft setzen wollte. Ebenso wenig ist es aber abzusehen, wie die Kirche lutherisch bleiben kann, wenn anstatt der heiligen Schrift die Kirchenordnung das Gewissen der Pastoren binden soll. Diese Antinomie ist nie ganz zu beseitigen. Es steckt ein Widerspruch im Wesen der lutherischen Kirche: lutherisch bedeutet Freiheit des Gewissens im Glauben, Kirche bedeutet weltlichen Organismus mit rechtlichem Zwang. Dieser Widerspruch kann höchstens gemildert, niemals ganz aufgelöst werden. Er muß getragen werden wie so viele Unvollkommenheiten im Rechtsleben der menschlichen Gesellschaft. Aber die Kirchenregierung hat die dringende Pflicht, Alles zu unterlassen, was diesen Widerspruch verschärfen könnte. Er wird selbstverständlich um so schärfer und herber, je weiter das Gebiet ist, das die rechtlich verpflichtende Kirchenordnung umfaßt. Durch jede Ausdehnung dieser wird die Möglichkeit neuer Gewissenskonflikte geschaffen. Die Kirchenregierung müßte sich also von dem Grundsatz leiten lassen, möglichst wenig gesetzliche Ordnungen zu schaffen, damit der Freiheit des Einzelnen möglichst weiter Spielraum bleibe.

Aber gerade das Gegenteil gilt in Hannover als kirchenregimentliche Maxime. Eben wieder sind den Bezirkssynoden die Entwürfe neuer Ordnungen für gottesdienstliche Handlungen vorgelegt, die bisher noch nicht agendarisch festgelegt waren. In der Hannoverschen Landeskirche existirt nämlich bis jetzt noch keine einheitliche Agende. Es giebt nur einzelne gottesdienstliche Ordnungen, so für den sonntäglichen Hauptgottesdienst, die Buß-

tagsfeier, die Taufe, die Konfirmation, die Trauung. Diese Ordnungen sind keineswegs allgemein eingeführt. Ihre Einführung muß für jede einzelne Gemeinde von dem Kirchenvorstand beschlossen werden. Bis dahin dürfen die alten Ordnungen beibehalten werden. Wird aber eine Aenderung vorgenommen, so darf sie nur in der Annahme eines der von der Landessynode beschlossenen Formulare bestehen. Dieses ist dann ein für allemal bindend und darf nicht mehr geändert werden. Es sind z. B. drei Formulare für die Taufe vorhanden, eins mit direkter Abrenunziation, wobei die Tauffragen an den Täufling gerichtet werden, eins mit indirekter Abrenunziation und einer Tauffrage an die Paten und eins ohne Abrenunziation. Handelt es sich um Neueinführung einer Taufordnung, so hat der Kirchenvorstand zwischen diesen drei Formularen die Wahl. Ist beschlossen, die erste Form des Taufvollzugs einzuführen, so ist eine Abänderung für die Zukunft unmöglich; jeder nachfolgende Pfarrer ist daran gebunden; erklärt er, um seines Gewissens willen dieses Formular nicht gebrauchen zu können, so darf er nicht etwa zu dem dritten greifen, das der Geistliche der Nachbargemeinde vielleicht mit Fug und Recht benutzt, sondern er „muß aus der Kirche entfernt werden.“ In derselben Weise sollen nun für Nachmittagsgottesdienst, Beichte, Beerdigung, Krankenkommunion — diese Handlungen kommen unter den achtzehn neuen Entwürfen besonders in Frage — feste Ordnungen eingeführt werden.

Wer davon überzeugt ist, daß alle liturgischen Formeln nur mehr oder weniger inadäquate Symbole der ewigen Wahrheit sind, daß sie die göttlichen Gedanken nur stammelnd ausdrücken und im besten Falle dazu dienen, die der Handlung angemessene Stimmung zu erzeugen, der wird sie hinnehmen und ihnen durch die Wärme seines persönlichen Glaubens Leben einzuhauchen suchen. Das Interesse und Verständnis der Gemeinden für liturgische Formen ist in den meisten Fällen viel zu gering, als daß man um ihretwillen sich ernsten Gewissenskämpfen auszusetzen brauchte. Aber für jeden evangelischen Pfarrer muß es ein äußerst peinliches Gefühl sein, einer Kirche anzugehören, aus der Jeder „entfernt werden muß,“ der grundsätzlich erklärt: „Ich stelle mein Gewissen höher als die in der Gemeinde rechtlich geltende Ordnung der Beerdigung oder der Krankenkommunion.“ Die evangelische Christenheit braucht einen Mund, um einer solchen Kirche laut und nachdrücklich zu sagen, was evangelische Freiheit ist. Könnte nicht der Evangelische Bund derartigen katholischen Tendenzen mit kräftigem Zeugnis aus dem echten Geist Luthers entgegentreten?*)

Die Mitarbeit der Frauen an der Fürsorge für die verbrecherische Jugend

Die Frauengruppe des Evangelisch-sozialen Kongresses beschäftigte sich in der Spezialkonferenz, die gelegentlich der diesjährigen Tagung am Freitag, dem 13. Juni, nachmittags vier Uhr zusammentrat, mit einer Frage aus dem Gebiet des Gefängniswesens. Fräulein Mellien, die seit einiger Zeit Zutritt zu verschiednen Strafanstalten in der Umgebung Berlins besitzt, referirte auf Grund ihrer Erfahrungen über einige Reformen, denen die moderne Frauenbewegung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden habe. Ihre Forderungen gipfelten in vier Punkten, in der Hinaufrückung des strafmündigen Alters von dem zwölften auf das vierzehnte Lebensjahr, in einem umfassenden Ausbau der Gesetzgebung über die Zwangserziehung, in der Besetzung der Aufsichtsstellungen in Frauengefängnissen mit Frauen der bessern Stände und endlich in dem Verlangen, auch die Direktion der Frauengefängnisse auf Frauen zu übertragen. Der Vortrag von Fräulein Mellien war von solch einer edlen Wärme durchweht, daß er auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Trotzdem fühlte Unterzeichneter sich verpflichtet, so überaus sympathisch ihm auch die Tendenz des ganzen Vortrags gewesen ist, den

*) Dem Appell an den Evangelischen Bund schließe ich mich natürlich von Herzen an. Aber sollten nicht die Kirchenregierungen selbst der dringenden Vorstellung zugänglich sein, einen gefährlichen Sprachgebrauch, dem eine unevangelische Denkweise zu Grunde liegt, von sich aus Widerstand zu leisten? D. H.

Ausführungen der Referentin in einigen Punkten zu widersprechen und davor zu warnen, sich etwa Illusionen hinzugeben und an die Ausführung dieser erstrebten Reformen Hoffnungen zu knüpfen, als ob mit einer immer raffinirtern Strafvollzugstechnik alle sozialen und moralischen Schäden unsrer verbrecherischen Jugend geheilt werden könnten.

Der ersten Forderung, der vor mehreren Jahren die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft auf Grund eines Referats von dem jetzigen Oberreichsanwalt Hamm zuleibe gegangen war, und ebenso der zweiten Forderung, die Staatsanwalt Appelius in seiner bekannten Monographie auf ihre praktische Durchführbarkeit geprüft hat, konnte ich mich anschließen. Am sympathischsten war mir der dritte Punkt. Das ganze Elend unsrer modernen Frauengefängnisse ist das weibliche Aufsichtspersonal. Wo man hinhorcht, fast überall hört man die bittersten Klagen bei Seelsorgern wie bei Verwaltungsbeamten. Die Arbeit in den Frauengefängnissen ist die denkbar undankbarste Last namentlich dadurch, daß ungeeignetes weibliches Aufsichtspersonal durch seine Ungeschicklichkeit und Taktlosigkeit alles verdirbt, was gut gemeint ist. Wie bitter dieses Elend empfunden wird, dafür diene zum Beweis, daß der evangelische Strafanstaltsgeistliche Mayer-Sulzbach auf der diesjährigen Tagung des deutschen Strafanstaltsbeamtenvereins zu Darmstadt in der Woche vor Pfingsten unter Widerspruch, aber auch unter Zustimmung Vieler, die ihm bestätigten, daß auch bei ihnen nicht Alles Gold sei, was glänze, seinem Herzen in der Klage Luft machte, viele Aufseherinnen stünden moralisch tiefer als die Gefangnen. Infolgedessen ist es ein schon längst empfundner und in den Kreisen der Strafanstaltsbeamten oft besprochner Wunsch, die Stellen unsrer Aufseherinnen und Oberaufseherinnen durch Frauen der bessern Stände besetzt zu sehen. Praktisch ist dieser Wunsch bisher nur in vereinzelten Fällen verwirklicht worden. Der tiefste Grund dafür liegt, glaube ich, in der Thatsache, daß die soziale Achtung, deren sich der Strafanstaltsdienst erfreut, keine allzu hohe ist, sodann aber in der Befürchtung, daß die Behandlung, der eine Aufseherin von ihren aus dem Militäranwärterstande hervorgehenden männlichen Vorgesetzten ausgesetzt zu sein glaubt, nicht die Rücksichtnahme und das Zartgefühl erwarten lasse, die eine Dame der bessern Stände als unbedingt notwendiges Postulat für ihre Lebenshaltung und Amtsführung erwarten müsse. Um dieser Befürchtung den Grund unter den Füßen wegzuziehen, schlug deshalb in Darmstadt der sächsische Strafanstaltsdirektor Baeßler aus Voigtsberg vor, die Beamtenstellen an Frauengefängnissen thunlichst durch Frauen zu besetzen. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, Töchter von Oberförstern, Regierungsräten, Pastoren, Stabsoffizieren u. s. w. dem Gefängnisdienst als Beamtinnen zu gewinnen; und sie haben sich, wie nicht anders zu erwarten war, unter guter Direktion auch wirklich gut bewährt. Infolgedessen ist es ein auf das wärmste zu begrüßendes Streben, wenn Fräulein Mellien auch ihrerseits dem deutschen Strafanstaltsbeamtenverein zu Hilfe kommt und die Frauenwelt aufruft zur geregelten Mitarbeit an der Fürsorge für die weibliche verbrecherische Jugend. Aber wenn Fräulein Mellien von da aus fortfährt, auch die Direktion der Frauenanstalten als ein Recht für die Frauen zu fordern, so bin ich genötigt, ihr in diesem Punkte zu widersprechen. Allerdings kann sie für diese Position sich als Kronzeugen auf den Geheimen Oberregierungsrat Dr. Krohne, den Dezernenten für Gefängniswesen im preußischen Ministerium des Innern, berufen. Jedoch stand dieser auf dem letzten Darmstädter Kongreß mit seiner Forderung weiblicher Direktoren recht vereinsamt da. Die Mehrheit neigte Baeßlers Ansicht zu, der kategorisch forderte, neben einigen andern hier irrelevanten Stellen jedenfalls die des Seelsorgers und Direktors nur mit männlichen Beamten zu besetzen.

Die Erwägungen, die dazu führen müssen, der Forderung weiblicher Direktoren zu widersprechen, sind nicht rechtlicher, nicht prinzipieller, sondern rein praktischer Natur. Jeder, der den Strafanstaltsdienst kennt, weiß, daß er ein ganz außerordentliches Maß körperlicher Festigkeit und nervöser Zähigkeit verlangt, und daß namentlich an der leitenden Stelle, in der alle Fäden der Organisation einer modernen Strafanstalt zusammenlaufen, diese

Gaben in einer besonders hervorragenden Weise gefordert werden müssen. Das Verhältnis der Beamten und Gefangnen ist in gewissem Sinne ein ewiges Kriegsverhältnis. Dieses Maß nervöser Kraft ist der weiblichen Konstitution versagt geblieben. Die robustesten Frauen brechen nach wenigen Jahren, die sie im Gefängnisdienst verbracht haben, nervös zusammen. Würden nun Frauen dazu verurteilt, das übervoll gerüttelte Maß nervösen Aergers, des Klatsches, der Verleumdung und der Enttäuschung, das ein Direktor namentlich in Frauengefängnissen in Kauf nehmen muß, zu ertragen und etwa vor einer schamlosen Presse, einem skandalsüchtigen Publikum und vor dem öffentlichen Tribunal auch zu vertreten, so würden sie vor der Zeit einem allgemeinen nervösen Bankrott geradezu mutwillig überliefert. Sodann ist es eine weitere Thatsache der Erfahrung, daß Frauen auf die Dauer nur ungern, wenn ich unhöflich sein wollte, würde ich schreiben niemals gern, Ihresgleichen gehorchen. Dies würde sowohl von den unterstellten Beamtinnen, als auch von den weiblichen Gefangnen gelten. Ohne Disziplin aber ist ein vernünftiger Strafvollzug nicht denkbar. Die Kliquenwirtschaft, daß eine Aufseherin mit einem Teil der Gefangnen Front macht gegen eine andre Aufseherin mit ihrem Anhang, und diese alle wieder mit passivem Widerstand der dirigirenden weiblichen Kraft das Leben sauer machen, eine Gefahr, die jetzt schon schwer vermieden wird, würde dann in Permanenz erklärt. Zu diesen Eifersuchtsszenen würden konfessionelle Reibereien treten. Je nachdem die dirigirende Stelle der evangelischen oder katholischen Kirche angehört, würden die andersgläubigen Gefangnen sich an allen Ecken und Enden benachteiligt vorkommen; und selbst wenn die Leiterin die Parität in der vorsichtigsten Weise hütete und die Pflicht der Toleranz auf das peinlichste wahrte, — die Hetzereien würden ihr so das Leben verleiden, daß sie zuletzt aus Aerger wirklich intolerant und mit den ihr zu Gebote stehenden Gewaltmitteln den konfessionellen Nörgeleien den Mund stopfen würde. Den Verdacht der religiösen Intoleranz würde dann aber Niemand ihr abnehmen, und dem Querulantentum würde nach wie vor Thor und Thür geöffnet sein. Bei allen diesen Bedenken ist aber noch gar nicht einmal in Betracht gezogen, daß die weibliche physische Kraft einfach nicht ausreicht, wenn in dem gefangnen Weibe, in der ehrlosen, abgefeimten, vor keiner aus blauer Luft gegriffnen Lüge zurückschreckenden Zuchthäuslerin die Furie oder Hyäne erwacht. Gilt es, diese zu fesseln, so wird immer die rohe männliche Kraft nötig sein. Allen diesen Dingen, die jeder praktische, nicht in populäre Humanitätssimpeleien verrannte Gefängnisbeamte kennt, von denen man überdies viele nur zart andeuten darf, muß man rücksichtslos zuleibe gehen, um eine solche Frage auf ihre Möglichkeit hin zu prüfen und zu beantworten. Läßt man sich von der Erfahrung leiten, so bleibt man vor manchem unliebsamen Anstoß und vor mancher bittern Enttäuschung bewahrt. Infolgedessen kann ich es sehr wohl verstehen, wenn die Oberin eines katholischen Schwesternordens, die in einem elsässischen Gefängnis Oberaufseherin ist, aus ihrer Kenntnis des Gefängnisdienstes heraus ihren zum Kongreß nach Darmstadt reisenden Direktor bat: Schützen Sie uns vor Dingen, denen wir körperlich nicht gewachsen sind.

Bei dieser Frage handelt es sich nicht um Recht oder Nichtrecht, sondern um Kraft oder Nichtkraft. Es wird deshalb allen Gefängnisbeamten, denen soziales Denken eigentlich durch ihren Beruf zur zweiten Natur geworden ist, ein höchst erfreulicher Gedanke gewesen sein, als sie hörten, daß der Evangelisch-soziale Kongreß und namentlich seine Frauengruppe an ihren Sorgen nicht teilnahmslos vorübergehen will; aber da es sich mir um die Sache handelt, und zwar nur um die Sache, glaubte ich, diesen Widerspruch in aller geziemenden Höflichkeit und Ehrfurcht vor jedem weiblichen Können, aber doch mit Bestimmtheit erheben zu sollen.*)

Heinrich Reuß

*) Ein Bericht über die Verhandlungen jener Spezialkonferenz ist das nicht und soll es nicht sein; ihn wollen die Leser in unsrer Chronik suchen. Bestätigend möchte ich nur hinzufügen, daß der Vortrag von Fräulein Mellien einen vorzüglichen Eindruck machte. Er wird in der von Professor Zimmer herausgegebnen Zeitschrift „Frauenhilfe“ (direkt vom Herausgeber — Professor Zimmer, Zehlendorf bei Berlin — für 2 Mk. jährlich zu beziehen) erscheinen. D H

Zur Frage nach der Zukunft des Orients

1

Die orientalische Frage ist, soweit sie den nähern Orient angeht, durch die Ereignisse des Jahres ziemlich in den Hintergrund gedrängt worden. Daß sie gelöst sei, wird Niemand sagen; daß aber Jeder froh wäre, wenn sie nicht mehr angerührt werden müßte, zeigt nur die Schwierigkeiten, die sich offenbar ihrer Lösung entgegenstellen. Auch die Christliche Welt möchte sie wohl lieber ruhen lassen; aber vielleicht ist es doch am Platze und bei der gegenwärtigen relativen Stille an der Zeit, einen kurzen Rückblick zu wagen und über die verschiedenartige Beurteilung, die sich geltend gemacht hat, nachzudenken.

Den Anlaß hierzu bietet der bedauerliche Umstand, daß die Lepsiusche Monatsschrift „Der Christliche Orient“ seit Neujahr dieses Jahres zu erscheinen aufgehört hat. Es ist dies ein Ereignis, das eine besondre Beachtung verdient; denn dadurch ist zum deutlichen Ausdruck gekommen, daß in deutschen Landen die Sympathie mit den unglücklichen Armeniern nicht in dem Maße vorhanden war, wie man glaubte erwarten zu dürfen. Nach der ganzen Haltung und dem reichen Inhalt der Monatsschrift ist doch die Annahme ausgeschlossen, daß der Grund bei ihr selber zu suchen sei. Schon die Person des Herausgebers Johannes Lepsius, der zu denen gehört, die die Verhältnisse der Armenier und die Zustände im türkischen Reiche am besten kennen, mußte das Zutrauen erwecken, daß man in seiner Zeitschrift die Wahrheit über den Orient erfahre; dazu kam, daß er mit Männern in Verbindung stand, die im Orient lebten, aus eigner Anschauung und Erfahrung die orientalischen Verhältnisse kannten und daher von den Dingen berichten konnten, wie sie wirklich waren. Das war beides von der größten Wichtigkeit, da die meisten Tagesblätter nur die offiziellen Berichte wiedergaben, die in Vertuschung und Beschönigung Großes leisteten.

Aber nicht nur durch die Aufklärung über die türkische Wirtschaft und die thatsächlichen Ereignisse eine Lücke auszufüllen, war der Zweck des Unternehmens; es sollte ein warmes Interesse für den Orient und die orientalischen Christen erweckt und wacherhalten werden. So wurde vor allem gezeigt, was wohl Vielen nicht bekannt sein mochte, daß der christliche Orient viel größer sei, als man für gewöhnlich sich denkt, und daß eine reich verzweigte christliche Mission im Orient thätig sei; dann wurden die Sitten und Gebräuche der orientalischen Christen, der Islam und seine Lehren geschildert, und endlich wurden die diplomatischen Aktenstücke veröffentlicht, die Auskunft erteilen über die Rechte und Pflichten der europäischen Mächte gegenüber der Türkei, sowie Mitteilungen über den Deutschen Hilfsbund für Armenien gebracht. Diesen reichhaltigen Stoff bot die Monatsschrift in trefflicher Ausstattung, sodaß man hätte denken sollen, der „Christliche Orient“ werde Anklang finden. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht, offenbar weil zu Wenige die Ueberzeugung teilten, die der Herausgeber von der Pflicht den Christen im Orient gegenüber hatte. Seine Ueberzeugung ruhte auf einem tiefen Mitgefühl mit den Armeniern, die von ihrer türkischen Regierung die heftigste Verfolgung erlitten, auf einer Empörung über die Schändlichkeit dieser Maßregeln. Dabei war natürlich die Meinung, daß dies Gefühl zu allen den Thaten anspornen sollte, die den Verfolgten Hilfe bringen konnten: zur Unterstützung der ins Elend gestoßenen Waisen und Witwen, zur Aufklärung der öffentlichen Meinung und Verurteilung der türkischen Greuel, sowie zur Mahnung der Regierungen, Alles für den Schutz der Geächteten zu thun, was irgendwie möglich sei. Nicht ein ohnmächtiges Jammern und Mitleidempfinden allein war es, was man erstrebte, sondern weit mehr ein thatkräftiges Einschreiten der europäischen Mächte; es war eine Bewegung, die darauf ausging, den schrecklichen Verfolgungen ein gründliches Ende zu bereiten.

Das Ziel war kein verwerfliches, sondern mußte im Grunde Jedem, der über die engen Wände seines Hauses hinaussieht, als ein höchst erstrebenswertes erscheinen. Hilty, dessen Bücher im deutschen Publikum einen großen Widerhall gefunden haben, hat in einem Vortrag über die armenische Frage es ausgesprochen:

Wer bei dieser Frage gefühllos beiseite steht, der mag ruhig nach Hause gehen und sein Tagewerk damit beschließen, daß er aus seinem Wörterbuch mindestens die Worte Zivilisation, Kultur, Humanität, um von andern zu schweigen, ausstreiche; er vollführt dann zwar nicht gerade eine schöne, aber doch eine ehrliche That. Und die Mittel, die man anwandte, um zu dem Ziele zu gelangen, waren doch in der That auch keine aufrührerischen, noch unsittlichen. Es war die Weckung des Gewissens durch das Mittel der Presse und der öffentlichen Rede, durch Mittel, die Jedem zur Verfügung stehen, und die auch von den Gegnern eifrig benutzt werden. Dabei blieb man allem agitatorischen Auftreten und rebellischen Benehmen durchaus fern, wenn auch die ausgesprochnen Ansichten und Urteile den Regierenden unbequem sein mochten.

Im Grunde ist es auch nirgends bestritten worden, daß Ziel und Mittel gut seien, wie schließlich die Thatsache nicht in Abrede gestellt werden konnte, daß unerhörte Greuel unprovozirt über die Armenier verhängt wurden. Selbst die Vertuschungslust eines hohen türkischen Beamten verstummte dem Einwand eines schweizerischen Staatsmanns gegenüber, der wenige Tage nach dem Konstantinopler Gemetzel in der türkischen Hauptstadt eintraf und bei einer Audienz zu entgegnen wagte, in Westeuropa wenigstens würde es nicht vorkommen, daß bei einem längst vorbereiteten Aufstand nur die Aufständischen, nicht aber die von ihnen Angegriffnen Verluste zu beklagen hätten. Aber so gut das Ziel und so unanfechtbar die Mittel waren, man entgegnete, die ganze Bewegung laufe auf Gefühlsschwärmerei hinaus, und der überlegende Verstand müsse das Gefühl in Schranken halten, die ruhige Ueberlegung und die besonnene Berechnung sage einem, daß man im eignen Interesse hier Nichts zu thun habe.

Lassen wir einmal der Berechnung das Wort! Es lag doch wohl sehr im Interesse der europäischen Mächte, daß sie die Türken nicht in ihrer Wirtschaft fortfahren ließen, nachdem sie dieselben durch einen Vertrag zu Reformen verpflichtet und die Garantie ihrer Ausführung den Völkerschaften gegenüber übernommen hatten. Es ist doch nicht ganz gleichgiltig, ob die europäischen Mächte in die gleiche Linie mit dem Sultan gestellt werden, von dem man im Orient und Occident schon lange weiß, daß er Reformen nur verspricht, aber nicht ausführt. Der Schluß liegt am Ende nicht so fern, daß auch die europäischen Mächte ziemlich ohnmächtig seien, und damit ist ihr Ansehen im Oriente gesunken. So waren also doch neben dem Rechte, das die Mächte zum Einschreiten hatten, auch ganz gewichtige Interessen im Spiele; ja eine weiterblickende Diplomatie hätte vielleicht noch ganz andre Interessen hier in Frage sehen können und sollen, auf die die Artikel der Christlichen Welt über den Panislamismus so deutlich hingewiesen haben,*) Interessen, die unsre Kultur in Europa und ihren Einfluß weit über Westasien hinaus betreffen.

Doch dieser Ueberlegung wird man vielleicht entgegenhalten, daß nur ein Uneingeweihter so urteilen könne und man eben ganz andre und drängendere Ziele im Auge gehabt habe. Ja, man hat den Krieg vermieden (der aber sicher auch nicht hätte ausbrechen müssen, wenn man das Recht wahrgenommen und mit Entschlossenheit für die Vergewaltigten eingetreten wäre), und man hat eine Stärkung der Völkerschaften selbst und damit eine Gefährdung der Aussichten auf eine spätere Annexion dieser unruhigen Provinzen durch irgend eine Großmacht verhindert! Das hat man erreicht, und das rechnet man sich offenbar als höchsten Gewinn an. Neulich hat zwar Paul Rohrbach in seinem interessanten Buche Aus Turan und Armenien**) die Ansicht ausgesprochen: gerade im Interesse der russischen Politik hätte es gelegen, die Armenier zu unterstützen; denn dadurch hätte sie sich den Boden zu einer spätern Amalgamirung der asiatischen Türkei am besten vorbereitet, da die Armenier selbst an keine eigne Staatenbildung dächten. Es ist schwer, einem so gewiegten Kenner der dortigen Gegenden und Leute zu widersprechen, aber in dieser Hinsicht scheint doch fast der Blick der Diplomaten in Petersburg weiter gereicht zu haben,

*) Jahrgang 1896, Nr. 39 und 41.
**) Vergleiche die eingehende Besprechung in Nr. 23. D H

als das sonst immerhin so gut beobachtende Auge des unternehmenden Reisenden. Man versteht es, wenn die Russen fürchteten, die selbständiger gewordnen Armenier würden sich weniger leicht unter die russische Gewalt beugen als das von den Türken zerschlagne Volk; man sieht es ja: die „geschlagnen" Griechen sind nun mit einemmale wieder die Freunde der Russen, was sie als Sieger niemals oder nur durch Dinge, wie sie in Bulgarien möglich waren, hätten werden können. Andre Bewerber um das Erbe der Türkei sollen nicht aufkommen, man will allein Erbe bleiben und fürchtet nur einstweilen noch den Erbstreit; jedenfalls ist aber für die einheimischen Völker und ihr Selbständigkeitsgefühl Nichts zu erwarten, und diese sollen den Erbstreit auf keinen Fall komplizirter machen. Jede Auffassung, die nicht ebenso kalkulirt, gilt als Gefühlsschwärmerei.

Es ist ein unerfreuliches Bild, das sich uns in dieser Phase der Orientfrage darstellt. Die modernen Staaten, die so oft von ihrer Kulturaufgabe gesprochen haben, verzichten mehr und mehr auf deren Erfüllung. Die materiellen Interessen gehen vor, und alle ethischen Gesichtspunkte treten zurück. Herzlos wie eine Maschine sehen die Großmächte dem Zermalmtwerden der Unglücklichen zu, nur darauf bedacht, daß ihre eigne Maschinerie nach ihrem Willen und kalten Verstande richtig funktionire und von der Ethik ihrer Bürger nicht gestört werde. Denn die Ethik, so kosmopolitisch und international sie auch sein mag, ist zwar kein Feind der Nationen, aber der allgewaltigen Staatsraison, die Nichts als die Machtfrage kennt. Die Ethik reicht über die Grenzen des eignen Staates hinaus, verurteilt die Greuel auch anderswo, entrüstet sich über die Ungerechtigkeit auch in entfernten Gegenden und giebt dieser Entrüstung mit Wort und That Ausdruck. Wo man gleichgiltig bliebe, fühlte man dies als eine Pflichtverletzung, und daß die Sympathie der Bürger an dem Widerstande der Regierenden vielfach eine Schranke gefunden hat, schmerzt tief. Aber auch wenn man hätte voraussehen müssen, daß am Ring der Großmächte jeder Versuch abpralle, das innere Gleichgewicht hätte man nur gefunden durch den lebhaften Protest gegen die türkischen Greuel und die teilnehmende Fürsorge für die armen Waisen, von denen ein guter Teil der Unthätigkeit der Diplomatie zur Last fällt; und man kann es nur dann sich erhalten, wenn auch jetzt die Fürsorge nicht erlahmt. Bei allem Schmerz über das Scheitern der Hoffnung, eine allgemeine Teilnahme am Lose der Armenier zu erwecken, bleibt dem Herausgeber des Christlichen Orients mindestens der Trost, für sich das Gleichgewicht seiner Seele hergestellt zu haben; es ist dabei noch Resignation genug notwendig, und als solche erscheint es, wenn er nun dem neuen Blatt, das an Stelle des Christlichen Orients getreten ist, den Titel „Das Reich Christi" (Zeitschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums) gegeben hat. Denn obschon das Reich Christi weiter reicht als der christliche Orient, scheint doch mit dem neuen Titel angedeutet zu sein, daß der Herausgeber die aktuellen Fragen, die die Welt bietet, weniger gern mehr berühre, sich dagegen auf die religiösen Fragen zurückziehe. Ob dies die richtige Antwort auf den äußern Mißerfolg sei, ist zu bezweifeln; jetzt scheint das Programm des Blattes zu weit und zu eng zu sein, zu weit, weil es Alles umfassen kann, und zu eng, weil es nur Berichte aus dem armenischen Hilfswerk und aus andern Arbeitsgebieten der Evangelisation und Mission beizugeben, aber kein einzelnes, besonders praktisches Problem anzufassen wünscht, und so sich auf einen ganz besonders gestimmten Leserkreis einrichtet.

2

Bei dem gegenwärtigen Zuge, Alles nur als Machtfrage zu behandeln und neue staatliche Bildungen zu verhindern, wird man einer andern bedeutsamen Bewegung unsrer Tage die Bewunderung nicht versagen können, wenn man auch fürchten muß, daß ihre Aussichten jedenfalls für den Moment keine glänzenden sind. Es ist nämlich allerorten unter den Juden eine ganz merkwürdige Regung zu verspüren, die darauf ausgeht, ihnen zu einem eignen selbständigen staatlichen Verbande in Palästina zu verhelfen. Der Zionismus,*) wie sich diese Bewegung nennt,

*) Vergleiche Jahrgang 1897, Nr. 43.

die den ersten Kongreß im letzten Jahre in Basel abhielt, wo nächstens auch der zweite tagen wird, will „eine öffentlich rechtlich gesicherte Heimstätte schaffen für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimiliren können oder wollen.“ Eine neue Zeitschrift, „Die Welt“, verficht mit Geschick und Umsicht die Sache des Zionismus und weiß Gutes und Erfreuliches zu berichten von dem Umsichgreifen und guten Fortgang dieser in ungeahnter Weise sich durchsetzenden Bewegung. Mit lebhafter Begeisterung hat F. Heman, ein genauer Kenner des Judentums, diesen Zionismus in einer vortrefflich geschriebnen Publikation: „Das Erwachen der jüdischen Nation. Der Weg zur endgiltigen Lösung der Judenfrage“ (Basel, 1897) begrüßt und ihm neben der Versicherung, daß ihm von christlichen Kreisen kein Hindernis in den Weg gelegt werde, für den Fall, daß die politische Konstellation eine Verwirklichung gestatte, einige sehr beachtenswerte Wünsche auf den Weg gegeben. Man kann sich in der That über die ganze Bewegung nur freuen; denn man war bis dahin gewohnt, gerade in den Juden die eigentlichen Vertreter des Kosmopolitismus zu sehen, und nimmt nun mit Genugthuung wahr, daß sich gerade unter ihnen kräftig das Bewußtsein von der ethischen Bedeutung des wahren Patriotismus regt, das Bewußtsein, daß nicht die materiellen Güter und die papierne Gleichheit der Menschen, wo sie nur als Zahlen im Staate in Betracht kommen, das Höchste bedeuten, was zu dem Glück des Lebens gehört. Die Schwierigkeiten, die sich dem Plan entgegenstellen, verkennen die leitenden Persönlichkeiten nicht, und sie sind im gegenwärtigen Moment groß genug; aber mit hohem Glaubensmute hoffen die Juden darauf, daß die Aufrichtung eines Judenstaates in Palästina möglich sei. Max Nordau hat jüngst einen gewandten Vortrag: „Der Zionismus und seine Gegner“ mit folgenden zusammenfassenden Worten geschlossen:

> Den Zionismus abzulehnen, haben nur diejenigen Juden Recht, die das Verschwinden des Judentums wollen. Aber diese Gegner dürfen anständigerweise in der Sache nicht mitreden, da der Zionismus nicht ihre Angelegenheit ist, sondern die Angelegenheit der Juden, die die Erhaltung des Judentums wünschen. Die Erhaltung des Judentums ist bei der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes unmöglich. Die gebildeten Juden werden abfallen, die ungebildeten verkommen, wenn ihnen keine bessern sittlichen und wirtschaftlichen Daseinsbedingungen geschaffen werden. Der Zionismus ist für alle Juden das Heil, für keinen Juden eine Gefahr. Die Unausführbarkeit des Zionismus ist eine Fabel von Kleingläubigen, die sich kein Haus vorstellen können, solange es nicht ganz fertig gebaut, ja sogar trocken gewohnt ist. Und mein letztes Wort ist: das Judentum wird zionistisch sein, oder es wird nicht sein! (Die Welt 1898, Nr. 20.)

Wir können diesem neuen Wettbewerber um den Orient nur Glück wünschen und dabei Heman nur kräftig unterstützen, wenn er die Juden mahnt, für die Verwirklichung die Bildung eines im guten Sinne modernen Staatswesens ins Auge zu fassen. Ein solches aber wird es nur sein, wenn nicht etwa an die gesetzliche Seite des Alten Testaments, auch nicht an die Verwirklichung der späten eschatologischen Bilder der prophetischen und apokalyptischen Litteratur gedacht wird, sondern an die tiefsten Intentionen der größten Männer des Judentums, der Propheten, die vor allem die Ethik als die Grundlage der Wohlfahrt des Volkes betont und echte Sittlichkeit und wahre Gerechtigkeit gefordert haben. Wenn auf dieser Grundlage die Juden in der öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte ihr Staatswesen aufbauen, dann allein wird es keine bloße Kopie des europäischen Systems, keine mittelalterliche Konstruktion, kein verknöcherter Kirchenstaat, sondern ein lebens- und entwicklungsfähiges Gebilde und damit ein Segen unter den Völkern sein.

Karl Marti

Jean d'Agrève

Roman von Vicomte Melchior de Vogüé

Der Diplomat und Geschichtschreiber Vicomte Melchior de Vogüé gehört zu den selbständigsten Köpfen, die das heutige Frankreich besitzt, und in seinem bald siebzigjährigen Leben — er ist 1829 geboren — hat er davon manchen Beweis abgelegt. Erst vor wenigen Monaten hat er seinen Wählern angekündigt,

daß er sich bei den Neuwahlen zur Chambre des députés um keinen Sitz mehr bewerben werde, weil in dem parlamentarischen Sumpfe Rechtlichkeit und Ehre schlechterdings nicht gedeihen könnten, und als der Minister Gabriel Hanotaux zur Anerkennung seiner Geschichte des Kardinals Richelieu Ende März 1898 in die Akademie aufgenommen wurde, da hatte Vogüé den Mut, das rote Tuch aller Radikalen, den Staatsstreich vom 2. September 1851, durch den Ludwig Napoleon ein mit ödester Parteisucht und Unfruchtbarkeit geschlagnes Parlament wegfegte, „eine etwas rohe Polizeimaßregel“ zu nennen, „wodurch eine in Bestürzung geratne Gesellschaft eines Morgens beruhigt wurde.“ Man darf allen Schriften des Grafen mit der Erwartung entgegensehen, daß sie etwas Besondres, Eigenartiges bringen, und diese Erwartung wird auch durch seinen 1897 erschienenen Roman Jean d'Agrève nicht betrogen.

1

Am Bord des Admiralschiffs Triomphante, das vor dem Kriegshafen von Toulon bei den Hyerischen Inseln liegt, wird von dem kommandirenden Admiral ein Ballfest gegeben. An ihm nimmt unter Andern teil der Leutnant zur See Jean d'Agrève, ein etwa dreißigjähriger Mann von träumerischem Wesen, dessen Auge immer ins Weite ging, wie wenn es ungeahnte Horizonte suchte. Während des deutsch-französischen Krieges hatte er eine Kompagnie Seesoldaten im Fort Issy geführt; dann ward er Löwe der Pariser Gesellschaft und machte bei allen Frauen die Runde, „wo sich, wie bei den alten Truppen, immer dieselben und von denselben Gegnern töten lassen“ — bis er es eines Tages satt hat, „seine Uebungen Tag für Tag zu wiederholen wie der Affe im Zirkus“, und sich auf die Insel Port-Cros, eine der „Goldinseln“, zurückzieht, um hier seine Aussendung nach einer überseeischen Station abzuwarten und von dem sinnverwirrenden, öden und herzlosen Treiben der „Gesellschaft“ sich in einer halb lieblichen, halb großartigen Natur zu erholen. An Bord der Triomphante erscheint auch ein Frauenpaar, Mutter und Tochter: diese — geschmeidig, schlank, mit blonden, blitzenden Haaren — bricht in dem Augenblick, wo sie am Backbord des Schiffes vor uns auftaucht, mit ihrer Gestalt das Strahlenbündel, das die sinkende Sonne auf das Hinterteil des Schiffes wirft; und aufrecht in diesem verklärenden Schein dastehend, ist sie von glühender Schönheit umflossen. Herr Admiral, sagt sie in ernstem, schlichtem, halb gebieterischem, halb kindlich flehendem Ton, ich möchte, daß Sie mir Herrn d'Agrève vorstellten. Der Leutnant neigt sich mit jenem eisigen Gruß, der ihm eigen war, wo man seine Vertraulichkeit erzwingen wollte; aber gleichzeitig scheint auch er von einer geheimnisvollen Gewalt vorwärts getrieben — es war, wie wenn eine Meereswoge beide Wesen erfaßt und unwiderstehlich zusammengeworfen hätte. Man sah den Leutnant bald in fieberhafter Beredsamkeit mit seiner Partnerin sprechen, während sie kaum zu antworten schien und nicht eine Spur von Koketterie zu bemerken war, wenn sie den Worten des Mannes, der sie führte, in tiefer Versunkenheit zu lauschen schien. Auf Befehl des Admirals geleitet Jean nach Schluß des Festes die beiden Frauen in einem Kahn ans Land. Während er Helene den Mantel umlegen hilft, bleibt sein Säbel in dem Hißtau der Fahne des Kahns hängen und zieht sie auf Halbmast herunter. Was, rief ein Matrose der Triomphante, der das sah, der Kahn hat doch nicht den Tod an Bord! Ein Freund d'Agrèves, der das heiter klingende Wort hörte, fühlte einen kalten Schauer durch sein Gebein rieseln, wie wenn für einen Augenblick der Schleier von der Zukunft fiele.

Helene ist sehr jung an den Abkömmling einer jener stolzen phanariotischen Familien verheiratet worden, die die griechische kaufmännische Aristokratie Konstantinopels bilden, und deren Namen in der Geschichte zum Teil einen vollen Klang haben. Aber ihr Gemahl ist ein verbrauchter Lebemann, der nur Helenens Reichtum gesucht hat, um sich so wieder bequem einzurichten; er lebt auf einem Gut in Litauen und läßt seine junge Frau, die das rauhe Klima dieses Landes nicht erträgt, mit ihrer Mutter in den Süden ziehen, was ihm Gelegenheit giebt, eine alte Bekanntschaft ungestört wieder anzuknüpfen. Helenens Herz ist also frei unter mehr als einem Gesichtspunkt. Sie hat

Agrève schon früher oftmals gesehen, ohne ihm aber näher treten zu können, und sie muß ihn öfters sehen, zwei Jahre lang, in Bädern am Seestrand, ohne daß er sich um sie zu kümmern scheint. Sie aber hat das Gefühl, daß sie für ihn da ist, und auch, daß sie um seinetwillen leiden wird: wie sonst kein Mittel sich zeigt, der in ihrem Innersten wühlenden Sehnsucht Befriedigung zu schaffen, da geht sie direkt auf ihr Ziel los, und sie findet das Verständnis, das sie suchte, die Liebe, nach der sie dürstete. Die Liebenden bleiben freilich nicht auf halbem Wege stehen, und so wie die Dinge liegen, er völlig frei, sie sich frei fühlend, haben sie keinerlei Empfindung der Sünde oder der Verirrung. Das Liebesleben, das sie auf Port Cros führen, wird mit einer wunderbaren Zartheit geschildert, und wenn nicht das sinnliche Moment hinter dem seelischen Ineinander so vollkommen zurückträte, daß es kaum einmal mit einem Wort erwähnt wird, so möchte man sagen, daß man sich an die wundersame Erzählung von der Minnegrotte in Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ erinnert fühlt. „Alles schrie in mir, schreibt Helene dem geliebten Mann, daß ich geschaffen sei hier zu leben, dasselbe Leben wie du, glücklich mit dir, durch dich! ach, endlich glücklich. . . . Ich möchte mein ganzes früheres Leben in dies neue Leben ergießen, dir den ganzen Schatz von Wonne und Schmerzen überliefern, der nur für dich angehäuft ward. . . . Ich möchte deinem Geist auf allen seinen Wegen folgen, ach, ganz demütig, wie ein treues Hündchen, das in den Schritten seines geliebten Herrn einhergeht; fern von dir ist mein Verstand wie die erloschne Lampe des Allerheiligsten, die der Priester nicht mehr anzündet. Durch dich habe ich die Lücken und Mängel meines Geistes wahrgenommen, wie die meines Herzens.“ Und Jean antwortet: „Ich bin nur noch dazu da, um auf Briefe von dir zu warten, um auszurechnen, wann die Post kommt, die sie bringt. Leb wohl, du mein fernes Licht! Glaube mir, wenn ich dich nicht wieder sehen sollte, so würde ich den Abscheu vor dem Leben nicht mehr ertragen; glaube mir, ich bin dein bis ins Herz des endlosen Bereichs des Todes. . . . Der Mistral weht vom Lande her. Du weißt, warum ich ihn liebe, so unbequem er auch ist; er kommt ja von Norden, von dem Land, wo du lebst, so weit her und so rasch, daß er aus deinem Atem geboren sein muß, um ihn ganz frisch zu mir zu bringen. Ich denke mir immer, daß er deine Haare geküßt und in den Falten deines Gewands gerauscht hat, und daß er dann augenblicklich über mich kam; wenn ich seinen Peitschenhieb auf dem Ufersand empfange, so meine ich die Liebkosung der Hand zu fühlen, die er im Heranwehn heiß gestreift hat.“

Und diese grenzenlose, rückhaltlose Liebe empfängt einen nahezu vernichtenden Stoß durch ein Mißverständnis, infolgedessen Jean glaubt, daß die von ihrem Gatten aus selbstsüchtigen Beweggründen zurückgerufne Helene sich in der Fremde allmählich von ihm abwende. Er nimmt in zorniger Ungeduld eine Ernennung an Bord eines Kriegsschiffs an, das unter dem Admiral Courbet nach den chinesischen Gewässern geht. Er nimmt sie an und reist ab, ohne der Geliebten die Möglichkeit vorherigen Wiedersehns zu geben. Helene, die durch Hingabe eines Teils ihres Vermögens ihre Ehe aufgelöst hat und in der frohen Hoffnung, nun mit Jean verbunden zu werden, nach Port Cros zurückeilt, findet ihn nicht mehr dort und schwindet von nun an dahin, wie eine Blume, der das Licht jäh entzogen worden ist. Auf dem Sterbebette tröstet sie ein schlichter katholischer Priester, mit dem sie als Pflegerin kranker Seeleute, die aus China zurückkommen, bekannt geworden ist; aber obwohl sie die Tröstungen ihrer Kirche mit einer rührenden Ergebung annimmt, empfindet der Priester doch, daß sie seine Aufklärungen nicht recht faßt, daß ihre Seele auf andern Wegen, die ihr vertraut waren, zu Gott hindurchdrang, und „daß sie mit ihm doch in Gott mit einer Glut zusammentraf, die er für sich selber ersehnen möchte.“ Helenens letzter Brief, mit ihm der Stengel einer von ihrer Hand gebrochnen Schwertlilie, erreicht Jean d'Agrève in dem Augenblick, wo Courbet, es ist im Oktober 1884, die Insel Formosa angreift. Nun hält ihn Nichts mehr auf der Erde, deren süßestes Glück er in der Aufwallung seines Mißtrauens von sich gestoßen hat, und er fällt, indem er den halbwilden Formosanern einen von ihnen abgefangnen Soldaten seines Zugs, dem von den Barbaren ein entsetzliches Schicksal droht, mit Aufopferung des eignen Lebens zu entreißen sucht. Seine Gefährten finden ein Blättchen bei dem Toten, in dem er anordnet, daß man ihn entweder in der Heimat, in Port Cros — neben Helenens Resten — begraben oder, wenn das nicht geht, seine Leiche vom Backbord der Triomphante ins Meer versenken soll. Es ist die Stelle, wo Helene vor anderthalb Jahren erstmals seinen Blicken aufging. Der Admiral erfüllt, obwohl es gegen die Gewohnheit der Marine ist, einen Offizier im Weltmeer zu bestatten, Jeans letzten Willen soweit als möglich, da eine Heimschaffung der Leiche nach Frankreich unmöglich ist und man sie nur im Feindesland begraben könnte. Die Landungskompagnie des „Bayard“ tritt an, der Marinegeistliche spricht die Gebete, der Stab und die Mannschaft ziehen schweigend an der Leiche des braven Kameraden vorüber, die Hörner blasen das letzte Ehrensignal, und der Körper, in Frankreichs Farben gehüllt, wird über das Backbord des Admiralsschiffs langsam in das Meer hinabgelassen, das Helene einst „ihre große Schwester“ genannt hat, und das ihm selber stets lieb, das seine Heimat und seine Zuflucht war, wenn er das Land und seine Geschöpfe nicht mehr ertrug.

2

Der Roman Jean d'Agrève gehört nicht zu den falschen Edelsteinen, die das litterarische Paris alljährlich auswirft, die glitzern und gleißen und doch wertlos sind. Die Eigentümlichkeit des Buches besteht darin, daß es der sinnlichen Liebe, die die Göttin der meisten der französischen Romane ist, jene höhere, jene echte Liebe entgegenstellt, die nicht auf dem physischen Reiz beruht, sondern auf der innersten Harmonie der Seelen; jene also, die uns Platon im „Gastmahl“ in jenem Mythus beschrieben hat, wonach die Menschen ursprünglich nicht nach Geschlechtern getrennte, sondern einheitliche, kugelförmig gestaltete Wesen waren. Sie fühlten sich in dieser Vereinigung so wohl, so völlig befriedigt, daß sie nicht einmal der Götter bedurften; und aus Zorn darüber spaltete sie Zeus in zwei Hälften, sodaß ihre selige Einheit dahin war und sie sich seither unter Thränen und Schmerzen suchen müssen, ob ein Jedes die zu ihm gehörige Halbkugel wiederfinde. Das glückt nicht immer, und auch Helene ist vom Schicksal zunächst ganz andre Wege geführt worden, läßt sich aber nicht abhalten, ihre Hälfte zu suchen und zu finden. Weil aber d'Agrève früher so oft die flüchtige sinnliche Liebe kennen gelernt hat, die ihrer Natur nach nicht Bestand hat, noch haben kann, so kommt die Stunde, wo er auch an der echten Liebe zweifelt, die ihm durch ein wunderbares Glück zuteil geworden ist. Daß er das that; daß er, wie er später selbst sagt, die echte Tugend der Liebe nicht in sich entfaltet: die Ausdauer in der Prüfung; daß er, kurz gesagt, schließlich mehr an sich dachte als an die Frau, für die er ihr Ein und Alles war: das rechnet er sich, als er zur Klarheit kommt, selbst zur unverzeihlichen Sünde an, und er begreift gar nicht mehr, wie Helene an einen so Elenden sich mit Leib und Seele hat dahingeben mögen. Jean verschuldet in der That dadurch, daß er nicht Probe hält und eher an Allem zweifelt als an Helene — die ihrerseits keine Sekunde geschwankt hat, in deren Seele gar kein Raum für den Zweifel war —, den Untergang der Geliebten und den eignen, und darin tritt das Walten sittlicher Mächte hervor, deren Spruch lautet: Läuterung deiner selbst, oder das Gericht! Ein wunderbar feiner Zug ist es nun aber, daß Jean durch den bittersten Schmerz, der das Herz zerreißen kann, durch die Erkenntnis, einer köstlichen Perle gewürdigt gewesen zu sein und sie nicht erkannt zu haben, innerlich geläutert wird: er, der sich des Rückfalls in den ursprünglichen Egoismus anklagen muß, der weiß, daß er aus Selbstsucht das größte Glück verscherzt hat, streift jetzt die Selbstsucht völlig ab und findet den — freilich als Freund und Befreier begrüßten — Tod in dem Bestreben, einen armen Waffengefährten der Grausamkeit eines blutdürstigen Feindes zu entwinden; er läßt sein Leben für diesen Bruder. Wenn Helene in ihren letzten Stunden ahnungsvoll gesagt hat, daß sie Jean mit sich forttrage zu Gott, so ist ihr Wort nunmehr in einem ergreifenden Sinne erfüllt worden. Ohne sie wäre er nicht dahin gekommen, wo er war,

als ihn die Kugeln der Chinesen niederwarfen: fertig mit sich selbst, hinausgehoben über sein Selbst, nur von dem einen Wunsch beseelt, im Tode wenigstens des Weibes wert zu sein, das er im Leben hat verkennen können.

Gewiß, Vogüés Roman ist ein französisches Buch und wird die nicht ganz befriedigen, die eine Frau, die handelt wie Helene, nur mit dem Maßstabe der Korrektheit messen. Korrekte Menschen und geradlinig verlaufende Schicksale sind aber kein Vorwurf für die Kunst, und wo wir mitleiden sollen, da müssen wir Leiden und Kampf und Verirrung sehen, damit unser Herz vom Schauer der Empfindung erbebe, daß hier ein Menschenschicksal sich vollzieht, das auch uns angeht oder angehen kann. Der Vorwurf des Jean d'Agrève ist die Schilderung, wie eine edle und reine Seele fast noch als Kind um nichtiger Rücksichten willen an einen ungeliebten Gatten verkauft wird, und wie sie den Rückweg zu dem Herzen sucht und findet, für das sie von Anbeginn bestimmt war. „Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben, sagt Goethes Braut von Korinth, noch zu suchen das vermißte Gut, noch den schon verlornen Mann zu lieben.“ Den Seelen, die nur dem sinnlichen Genuß nachjagen, die einen Trieb Liebe nennen, der nur selbstsüchtiger Art ist, zeigt Vogüé, was Liebe in Wahrheit sei, und wie sie den Menschen, der ihrer fähig ist, adelt, selbst da, wo er zu straucheln scheint. Das Buch Jean d'Agrève ist wert, zu den Anzeichen gerechnet zu werden, daß in Frankreich der frivolen Litteratur mehr und mehr eine andre gegenübertritt, die der Entwürdigung des Höchsten sich entgegensetzt und die Tragödie des Menschenlebens nicht zum Spiele wandelt, sondern sie mit sittlichem Ernst und mit menschlichem Erbarmen erfaßt.

Gottlob Egelhaaf

Verschiedenes

Ein Professor der Theologie über den spanisch-amerikanischen Krieg. In Nr. 158 der Frankfurter Zeitung, 3. Morgenblatt, äußert sich Professor Walter Rauschenbusch in Rochester über das moralische Recht der Vereinigten Staaten im Kriege gegen Spanien. Wir können heute nur auf den Artikel hinweisen. Wenn vielfach die Sympathien der Deutschen auf Spaniens Seite sind, so sollte man dafür nicht so sehr moralische Motive in Anspruch nehmen. Man sollte getrost zugestehen, daß politische und wirtschaftliche Gründe die Stimmung beherrschen. Und doch hätten wir deutschen Protestanten so viel Ursache, mit den Amerikanern zu empfinden. R

Moderne Kreuzzüge nannten wir in einer frühern Nummer dieses Jahres (Nr. 7) jene jetzt so häufigen Gesellschaftsreisen nach dem Orient. Ergänzend und teilweise berichtigend können wir heute bemerken, daß diese Reisen der Firma Jesinghaus & Co. dieselben sind, die in unserm Blatt von der Firma Palmer Kappus & Co. (z. B. in Nr. 17, 19 und 24) annoncirt werden. Beide Firmen sind nämlich derartig assoziirt, daß Jesinghaus & Co. die Seereise, Palmer Kappus & Co. die Landtouren leiten. Für dieses Jahr sind noch eine 31tägige Sommerferienreise, am 9. August beginnend, sodann eine 40tägige Herbstreise vom 6. Oktober an, die u. a. auch Athen, Konstantinopel, Damaskus, Kairo, Alexandrien, Neapel einbezieht, und zwei kleinere Herbstreisen in der Mitte des Oktober projektiert. Diese Herbstreisen dürften um so interessanter werden, als ja dann die Erlöserkirche in Jerusalem in Gegenwart des Kaisers eingeweiht werden soll. Die Kosten der Reisen sind durchweg sehr mäßig, das in Aussicht Gestellte ist reich, der Ruf der beiden beteiligten Firmen ein sehr guter. Wer sich genauer unterrichten will, verlange die Prospekte entweder von der Firma Jesinghaus & Co. in Genua (Palazzo Doria) oder von der Generalvertretung von Palmer ꝛc., A. Klett, Stuttgart. Nähere Auskunft giebt auch Pfarrer Dr. Benzinger in Neuenstadt a. K., Württemberg, der schon mehrere dieser Reisen mitgemacht hat, sowie der unterzeichnete Frankfurter Pfarrer Battenberg

Die monistische Weltanschauung. Von Lic. E. G. Steude. Gütersloh, Bertelsmann. 98 S. 1,40 Mk.

Moderne Naturwissenschaft, Entwicklungslehre, Monismus — das sind Titel für geistige Felder, die sich zwar sicherlich nicht decken, aber doch vielfach in einander übergehn und, wenigstens was den letztgenannten, den Monismus betrifft, keinen Raum mehr übrig lassen für das Christentum — ja, wenn man diesen Monismus konsequent vertritt — für irgend eine noch so frei und geistig gedachte Religion. Ist doch der Monismus diejenige Weltanschauung, die den ganzen Weltbestand und das gesamte Weltgeschehen zurückführt auf dieser Welt immanente, lediglich mechanisch wirkende Ursachen.

Es sind zahlreiche, ernste und bedeutende Männer, die diesen Standpunkt vertreten; und ihr Einfluß macht sich geltend, nicht nur auf dem abgegrenzten Gebiet der Wissenschaft, sondern in unserm gesamten öffentlichen Leben, in der populären Bildung, in der Kunst, in dem politischen und sozialen Leben. Natürlich muß das Christentum zu dieser Frage Stellung nehmen und muß, um die Frage in ihrer ganzen Bedeutung würdigen zu können, deren Vertreter aufsuchen auf ihrem eignen Gebiet in genauer vorurteilsloser Prüfung mit aller nur möglichen Sachkenntnis und tüchtigster Schulung des Denkens. Das ist denn auch des öftern versucht worden, besonders in größern und engern Kreisen der Freunde der Christlichen Welt, und das muß weiterhin immer wieder aufs neue geleistet werden, wenn nicht dieser gefährlichste Ansturm auf christliche Weltanschauung die bedenklichsten Erschütterungen nach sich ziehen soll. In dieser Hinsicht ist nun Steudes Broschüre aufs angelegentlichste zu empfehlen, vor allem deshalb, weil er nicht nur den schwierigen Stoff vortrefflich beherrscht — besser als es uns bisher bei irgend einem Theologen begegnet ist —, sondern vor allem auch deshalb, weil er es ganz meisterhaft versteht, ihn in ebenso klarer wie populärer Weise darzustellen. Es sind drei Vorträge, die er uns in diesem Büchlein bietet, und diese Herkunft macht es erklärlich, daß er nicht eine systematische Darstellung und Bekämpfung des ganzen Gebietes, um das es sich handelt, bringen kann. Aber was er bringt — den Nachweis der Gefahren für die Religion und die Moral, den Nachweis aber auch für die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des Monismus, der ja in letzter Linie gar nicht das Resultat empirischer Forschung, sondern ein System dogmatisirender Metaphysik ist —, das ist sehr gut geschrieben und wird auch andre unsrer Leser zu demselben Dank für den Verfasser verpflichten, zu dem er uns verpflichtet hat. Bg

Freunde der Fortentwicklung der evangelischen Kirche in protestantischem Geiste haben am 19. April d. J. in Stuttgart eine erste Versammlung gehalten. Wenn schon diese Nachricht lebhaftestes Interesse weckte, so wird es bestärkt und vertieft durch das Erscheinen der damals gehaltnen Vorträge. Bildung und Kirche betitelt sich die Rede des „Laien“ Dr. med. A. Fauser (Stuttgart, Frommann, 24 S. 50 Pfge). Unsre Gebildeten und die Kirche lautet die Ueberschrift des Wortes, mit dem der „Geistliche“, Gustav Gerok, dem Laien sekundirt (Ebenda, 30 S. 50 Pfge). Beide Schriften seien unsern Lesern herzlich empfohlen. Die besondern Nöte unsrer gebildeten Kirchenglieder und die fromme Zuversicht, daß sie freimütig und treu überwunden werden müssen, das beides findet hier wie dort seinen erquickenden Ausdruck. Das Wort des Pfarrers hat mich gerade auch in seiner württembergisch-Stuttgarter Bestimmtheit gefesselt: allgemeine Nöte treten im Spiegel besondrer Zustände um so kräftiger hervor, und es ist wohlthuend, mit welcher Offenheit Gerok auch subjektive Stimmungen, persönliche Erfahrungen zur Geltung bringt. Frei in der Art der Aeußerung, innig gebunden in der Frömmigkeit des Herzens selber, an Gott, an Christus, an seine Jüngergemeinde — das ist ein guter Stempel für die Freunde kirchlicher Fortentwicklung. Vielleicht aber werden die Leser noch mehr gespannt sein auf das Wort des Arztes. Gott Lob, endlich fangen unsre Laien zu reden an! Möchte die Kirche sie hören. Möchte sie hören, was dem gebildeten Gemeindegliede von heute sein „Gewissen verbietet“ (S. 11 f.), was auch an religiösem Gewinn die heutige Wissenschaft ihm darreicht (S. 17), was die Kirche ihm aber leisten sollte und nicht schuldig bleiben darf (S. 20 ff), und worin die streitenden kirchlichen Richtungen ihre Einigkeit finden sollten (S. 22). Ich druckte gern einige Sätze ab, aber die Leser mögen lieber zu den Büchlein selber greifen. R

Worte der Väter. Eine Sammlung religiöser und sittlicher Aussprüche von Pastor J. A. Knaake. Leipzig, Ferd. Riehm, 1898. XVI, 204 S. 8°. 2 Mk.

Der Verfasser war sichtlich bestrebt, von Agesilaus bis Zschokke nur solche Aussprüche in seine Sammlung aufzunehmen, deren religiöser und sittlicher Wahrheitsgehalt auf allgemeine Zustimmung rechnen darf. So werden aus Plato in weiser Beschränkung nur folgende Kernworte zitirt: „Ueberall bedarf des Menschen Leben des richtigen Maßes und der Harmonie“; „Sehet zu, ihr Knaben, daß ihr eure Muße zu etwas Guten anwendet“; „Etwas bezweifeln ist nicht schwer.“ Auch „einzelne Gedanken, auf die er selber gekommen, ohne sie bei andern zu finden“ hat der Verfasser eingestreut. Des Inhalts wegen seien folgende ausgewählt: „Andre magst du entschuldigen, dich selber entschuldige niemals“; „Wahrlich, für Andre sich sorgen zu müssen, hat auch seine Freude“; „Wo man in Liebe sich begegnet, wächst auch Vertrauen schnell empor.“ Formgewandtheit verraten: „Wird es dir wirre im Leben, werde nicht irre im Streben“; „Sei peinlich und reinlich im Haus und im Herzen.“ — „Unsern Gemeinden mangelt das Bewußtsein davon, wie der Geist, der die Apostel erfüllt hat, fortwirkte durch alle Jahrhunderte. Dies Bewußtsein zu stärken, ist dieses Buches Zweck.“

Bernhard Daab

Der Lehrer in der Litteratur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. Von Rektor Dr. Wohlrabe. Zweite Auflage. Freiburg im Breisgau, P. Waetzel, 1898. XI, 468 S. Geheftet 6 Mk., gebunden 7 Mk.

Das Buch — eine geschmackvolle und sehr viel umfangreichere Parallele zu dem kleinen Abschnitt aus Spemanns „Stammbuch des Lehrers“ (Kulturhistorische Stammbücher, zweiter Teil), der Deutschland betrifft — giebt mehr, als die anspruchslose Titelbemerkung „Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes“ verspricht. Es sammelt in drei Hauptabschnitten (Biographisches, Romanlitteratur und Verwandtes, Dramatisches), von denen der mittelste den weitaus größten Raum einnimmt, die kulturhistorisch und pädagogisch wichtigsten Stellen unsrer Litteratur, in denen Lehrer auftreten oder beurteilt werden. Zwanzig Männer von

Jung Stilling bis auf Beyschlag und Jentsch kommen in zumeist vortrefflich ausgewählten, für sie selbst und ihre Zeit charakteristischen Szenen im ersten Abschnitte zu Worte. Von den 27 Schriftstellern des besonders reichen zweiten will ich nur Salzmann, Jean Paul, Goethe, Herder, Rosegger, Reuter, Spielhagen und Fontane nennen; natürlich sind sie in sehr verschiedenem Umfang (von 3 bis 30 Seiten) vertreten. An dritter Stelle werden dramatische Szenen von Goethe, Lenz, Heyse, Wagner, Sudermann vor das Auge des Lesers geführt — in der dramatischen Litteratur ist der Lehrer noch verhältnismäßig wenig behandelt. Jedes Stück bildet in sich ein Ganzes: wenn nötig, geben einige Vorbemerkungen die volle Abrundung. Daher eignet das Werk sich ausgezeichnet zu einem kulturhistorischen Lesebuch. Nur selten wird die Eigenart und Schönheit einer Szene durch beurteilende Worte gestört. Am besten striche der Herausgeber jedes eigne Urteil und ließe Alles durch sich selber wirken; die Einseitigkeit vieler Schriftsteller würde dabei ebensogut zur Geltung kommen.

Schade ist es nur, daß der Gesichtspunkt der geschichtlichen Entwicklung fast völlig fehlt. Die äußerliche Dreiteilung der ausgewählten Stücke hindert an wirklich historischer Gruppirung; außerdem ist der Zeitpunkt willkürlich festgesetzt, an dem der Herausgeber beginnt. Es sollen ja nur „Beiträge" gegeben werden; aber wo man so treffliche Beiträge findet, da will man sie unwillkürlich auch gesichtet und etwas verarbeitet sehen. — Jedenfalls wünsche ich dem Buche im pädagogischen, kulturhistorischen und litterarischen Interesse eine weite Verbreitung. Auch wer nicht selbst irgend eine Lehrthätigkeit ausübt, wird viel Anregung, Freude und Belehrung aus ihm schöpfen.

Stephan

Erinnerungen an meine Schuljahre. In Wort und Bild. Herausgegeben von Thümecke Nachfolger, Berlin-München. 3 Mk.

Was will ein Buch mit diesem Titel? Es bietet Produkte Andrer; sollen fremde Erzeugnisse die eigne Erinnerung spiegeln oder ersetzen? An solchen Gaben enthält das Werk ein mattes Eingangsgedicht von Clotilde Frey, eine ganz im Schema moralischer Geschichtchen gehaltne Darstellung des vierten Gebots, begleitet von der Wiedergabe eines Plockhorstschen Gemäldes dazu; einen „patriotischen Teil," d. h. die Bildnisse und Genealogien der regierenden deutschen Fürsten und ein Bild der Kaiserin vor der Front ihres Kürassierregiments; endlich einen „historischen Teil": „Das Werden des deutschen Volkes und des deutschen Staates, ein kultur-litteratur-historisches (sic!) Werk von Professor Alfred Meyer."

Obwohl ich patriotisch zu sein glaube, dünkt es mich doch ein Frevel wider die Poesie der Kindheit, ein Genealogienverzeichnis in ihre Erinnerungen zu verweben. Freilich entspricht es demselben Zuge der Zeit, der den preußischen Adler als passendsten Schmuck des Buchumschlages finden ließ. Was den historischen Teil Meyers betrifft, so bedarf es einer guten Schulung, um den Inhalt einigermaßen ausschöpfen zu können. Er ist nicht für Kinder, sondern für gebildete Erwachsne geschrieben. Was setzt der kurze Abschnitt über Friedrich I. von Preußen (S. 80 u.) alles voraus, wenn er ein wirkliches Bild im Geist des Lesers wecken soll! Erwachsne aber werden einen solchen Abriß überall lieber als unter ihren Kindheitserinnerungen sehen.

An sich verdient Meyers Arbeit eine warme Empfehlung. Auf 140 Seiten wird, wenn ich so sagen darf, ein geistiger Extrakt der deutschen Geschichte geboten. Erst überblicken wir das Werden, Blühen und Vergehen des alten Reiches, dann auf gleichem Raume, also weit ausführlicher, das allmähliche Erwachsen unsers neuen. Dabei wird der Staat nicht als einzige oder Hauptform des geschichtlichen Lebens gefaßt, sondern im Sinne der modernen Geschichtswissenschaft als ein Ergebnis der kulturellen Entwicklung. Ueberall ist die Sprache edel und schön, weht ein ernster sittlich-religiöser Geist, spüren wir die Fähigkeit des Verfassers, Einzelnes und Allgemeines, Ursachen und Folgen, wirtschaftliche und geistige Fäden in ihrer Verschlingung zu erkennen, zu ordnen und zum Kunstwerk zu gestalten. Man lese, wie er Seite 38—44 die Kultur der Staufenzeit schildert! An Einzelheiten zu nörgeln ist bei diesem Buche nicht angebracht; daher bemerke ich nur, daß ich eine Erklärung des Lehnswesens vermisse, die doch für das Verständnis des Mittelalters notwendig ist.

Zur Aufnahme der Schulerinnerungen selbst ist ein Tagebuch bestimmt, dessen 16 Seiten (!) zur Hälfte von den an sich ganz guten Illustrationen Lipinskys sowie von Versen der Clotilde Frey und der Frida Schanz eingenommen werden. Ein Poesiealbum von dreißig Seiten, das mit den Bildnissen berühmter Männer geschmückt ist, und ein kleines Photographiealbum bilden den Schluß.

Soll ich meine Eindrücke zusammenfassen, so sage ich: Manches an den Texten und Illustrationen des Werkes gefällt mir für sich genommen gut, aber die Zusammenstellung für den besondern Zweck scheint mir verfehlt.

Stephan

Erläuterungen zu Platons „Gastmahl." Von Dr. Max Oberbreyer.

Die billigen Klassikerausgaben, deren wir uns seit etwa dreißig Jahren erfreuen, sind sicherlich ein unschätzbarer Segen für unser deutsches Volk. Nächst Hempel und Cotta, Spemann und Hendel hat Philipp Reclam jun. in Leipzig sich auf diesem Gebiete die größten Verdienste erworben. Ihm verdanken wir auch die deutsche Ausgabe griechischer Klassiker, meist von Dr. Max Oberbreyer kommentirt. Schon 1877 erschien Platons „Gastmahl" in Schleiermachers unübertrefflicher Uebersetzung mit Erläuterungen des oben erwähnten Herrn Kommentators. Aber was für Erläuterungen! Plato und Schleiermacher müßten sich — vulgär gesprochen — im Grabe herumdrehn, wenn sie die läsen!

Ich bin kein Freund, vielmehr ein ausgesprochner Gegner jener Prüderie, wie sie leider heutzutage — ähnlich wie zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts — durch den wohlgemeinten, aber zuweilen übertriebnen Eifer der Sittlichkeitsvereine und dergleichen sich überall geltend macht und zur Herrschaft gelangt. Auf Messen und Jahrmärkten z. B. wird dem Volke, das nach harter Arbeit sich auch einmal — auf die harmloseste Weise — amüsiren will, alle naive Freude geraubt; überall Polizisten und Gensdarmen, als Schutzengel und Cherubim der modernen Sittlichkeit, die zu nichts Anderm führt als zur Heuchelei, zum geheimen Lasterdienst.

Trotzdem aber kann und muß ich mich ereifern, wenn man, wie es meines Erachtens in diesen „Erläuterungen" geschieht, ich möchte sagen, geflissentlich das Heilige vor die Hunde, die Perlen vor die Säue wirft. Man lese nur S. 13 zu Platos Worten: „Hierauf also wären Alle übereingekommen, es bei ihrem diesmaligen Zusammensein nicht auf einen Rausch anzulegen, sondern nur so zu trinken, zum Vergnügen" — die Bemerkung: „das heißt also, da sämtliche anwesende Herren noch vom vorigen Tag einen ziemlich bedeutenden Kater haben, wird beschlossen, für diesen Abend keinen regulären Saufkomment mit obligatem Vor- und Nachtrinken zu veranstalten." Zu diesen anwesenden Herren gehörte auch Sokrates; so werden wir zu diesem sokratischen Gastmahl eingeführt!

Schlimmer noch ist die „Erläuterung" auf Seite 35: „Anspielung auf jene pikante Erzählung Homers (Odyssee 8, 267 ff.)," als ob Homer jemals pikant und nicht immer naiv wäre! Wenn dann S. 68 von den Sirenen die Rede ist, „als den drei jungen Damen, die dem Odysseus verführerisch zusangen," so mag diese Geschmacklosigkeit mit unterlaufen. Aber empört haben mein Pietätsgefühl die Randbemerkungen auf Seite 69, 72, 73.

Da lesen wir des Alkibiades Lobrede auf Sokrates, die Blüte, den Gipfel des herrlichen Kunstwerks. Aber die kommentirende Feder gleicht hier einem Pinsel, der — mit oder ohne Absicht — Raphaels Madonna durch häßliche Farbenkleckse besudelt. Sollen solche „Erläuterungen" dazu dienen, unsrer studirenden Jugend die alten Klassiker lieb und wert zu machen? Der Herausgeber ist offenbar dieser Meinung; denn, so lesen wir am Schlusse seines Vorworts: „Die beigefügten Erläuterungen habe ich wieder in jener eigenartigen Fassung gehalten, die sich bei allen meinen frühern Arbeiten des lebhaften Beifalls kompetenter Kritiker stets erfreut hat."

Gewiß, die Fassung ist eine sehr eigenartige. Hausmann

Wenzel Linck. Reformationsschauspiel in fünf Aufzügen von R. Eckardt. Altenburg, Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung, 1898. 1,50 Mk.

Zu den alten Reformationsfestspielen, die im Laufe der vergangnen Jahre entstanden und vom evangelischen Volke dankbar und begeistert aufgenommen worden sind, wird uns in Wenzel Linck ein neues dargeboten, das sich den besten an die Seite stellen darf. Es kommt in diesen Tagen im Altenburger Hoftheater zur Darstellung. Der Gegenstand dieser dramatischen Dichtung ist die Einführung und der Sieg der reformatorischen Bewegung in Altenburg; ihr Mittelpunkt Wenzel Linck, der im Jahre 1522 vom Kurfürsten Friedrich als Prediger des Evangeliums an Stelle des ungestümen und eifernden Didymus hierher gesandt wurde. Ein tapfrer Mann, der den unvermeidlichen Kampf mit Pröpsten und Mönchen nicht scheute und doch im Streite den Frieden suchte, ein Mann von organisatorischer Kraft, mächtig des Worts und der That, festen Willens und doch versöhnlichen Sinnes, ein ganzer Mann, geschickt und tüchtig zu dem schwierigen und verantwortungsreichen Werke, zu dem er berufen war: so hat ihn der Dichter getreu der geschichtlichen Wahrheit treffend und geistvoll geschildert. Eine ganze Reihe andrer Männer von welt- oder heimatgeschichtlicher Bedeutung — wir nennen nur Luther und Spalatin — ist um ihn vereinigt, Freunde und Feinde der Reformation; wir werden in ihr Ringen und Streben, Sorgen und Kämpfen hineingezogen, bald in stürmisch-leidenschaftlichen, bald in anmutigen und erquickenden Szenen, in denen zugleich der Humor seines erfreuenden Amtes waltet. Altenburg ist reich an geschichtlichen Beziehungen zur Reformation. Hier wird uns das wichtigste Stück derselben lebensvoll und anschaulich und mit nicht geringem dramatischen Geschick geschildert. Daß Charakter und Handlung auf gründlichen historischen Studien und Erkenntnissen beruhen, sei besonders bemerkt. Wer Lust hat an Bildern, die von umgrenztem Orte aus eine weite Aussicht gewähren und das Herz erfreuen — in Wenzel Linck ist eins zu finden. B

Anfrage an die Freunde

Vom 3. bis 6. Oktober tagt der Evangelische Bund in Magdeburg. Wenn kein Widerspruch erfolgt, würde unsre Einladung nach Eisenach für den 6. und 7. Oktober ergehen, Donnerstag Nachmittag und Freitag Vormittag. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 4. Juli, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Weitere Mitteilungen aus der religiös-sittlichen Gedankenwelt der Industriearbeiter. Welche Moral ist daraus zu ziehen?

Magdeburg: Monatsversammlung, 29. Juni, 3 Uhr nachmittags bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: Askese.

In meinem Verlage erschien soeben:

„Das Hohelied Salomonis" übersetzt und erklärt von Sr. Hochwürden Herrn Superintendent **Paul Baarts** in Weißensee. Verkaufspreis pro Exemplar elegant gebunden franko M. —.55, bei 10 Stück 1 Freiexemplar.

Nürnberg — Anstalt für religiösen Verlag **A. Leimann**

Verlag von F. A. Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Miß Sarah Grand,

Die himmlischen Zwillinge.

Autorisierte Uebersetzung von

Robert Proelß.

brosch. (3 Bde) Mk. 8.—, eleg. geb. (2 Bde) Mk. 10.—.

Das Buch „the heavenly twins" hat in England durch die ebenso geistvolle und unterhaltende, wie maßvolle Behandlung einer auch bei uns brennenden Frauenfrage einen beispiellosen Erfolg errungen. Die treffliche Uebersetzung aus der Feder des bekannten Schriftstellers Robert Proelß wird dazu beitragen, daß es auch in Deutschland eine gleich günstige Aufnahme findet.

Der Protestant.

Evangelisches Gemeindeblatt.

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat 1. Petri 4, 10. — **Zweiter Jahrgang.** — Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit 2. Cor. 13, 8.

Erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Postzeitungsliste II. Nachtrag 5896 a. -- Preis: Vierteljährlich 2 Mark.

Der „Protestant" hat die Aufgabe, die Ideen und Interessen des gesamten freigerichteten Protestantismus in Kirche und Schule mit Offenheit zur Geltung zu bringen. Er wendet sich in gemeinverständlich geschriebenen Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens und in edlen Unterhaltungsartikeln an alle gebildeten Gemeindeglieder.

Aus dem bisherigen Inhalt:

Persönliches Christentum. — Der Christus der Geschichte u. sein Christentum. — Die religiöse Gleichgültigkeit. — Neuchristentum. — Was lehrte Jesus? — Gotteshilfe. — Die Feuerbestattung. — Von der inneren Mission. — Zeichen der Zeit. — Christentum und Malthusianismus. — Liberale Theologie. — Nietzsche. — Sittlichkeit vor und nach der Reformation. — Kirchenregimentliche Willkür in Preußen. — Die Berliner Kirchenwahlen. — Kirche und Sozialpolitik. — Der preußische Duellerlaß. — Der nationalsoziale Parteitag. — Ueber den Nationalsozialismus. — Vom sozialdemokratischen Parteitage. — Eine soziale Kontroverse. — Das wirtschaftliche Zurückbleiben der römisch-katholischen Staaten. — Von Stöcker zu Naumann. — Die Schulbibelfrage. — Volkshochschulkurse in Berlin. — Frau Sorge. — Trilby. — In Nacht und Eis. — Gemischte Gesellschaft. — Schwere Pflichten. — Entsühnt (Novelle). — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung. — Ferner ausführliche kirchliche Wochenschau und 14 tägig eine Litterarische Beilage enthaltend Besprechungen aus der neusten theologischen, sozialen, pädagogischen und belletristischen Litteratur.

Red.: Lic. Dr. W. Staerk, Halensee. — Verlag: Georg Reimer, Berlin.

Probeweise Zusendung auf Verlangen einen Monat lang unentgeltlich und postfrei.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart

in ihrer Stellung zum biblischen Christentum.

Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von

Lic. theol. L. Weber,

Pfarrer in M.-Gladbach.

Der echten deutschen Wissenschaft und Kunst und ihren Vertretern gewidmet.

4,50 Mk., geb. 5,20 Mk.

Früher erschien (1895):

Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. 4,80 M., geb. 5,50 M.

Soeben ist in meinem Verlage das dem Generalsup. a. D. Dr. theol., jur. et phil. B. Brückner als Abschiedsgabe gewidmete neue Predigtwerk

„Der lebendige Jesus Christus"

von **D. Dr. Riemann**

Prediger an St. Nicolai in Berlin erschienen.

Dasselbe ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Magdeburg — Verlag von C. E. Klotz.

Pianinos, Harmoniums,

von M 400.— an. von M 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Soeben erschien die 2. Auflage von

Professor Herm. Schell als Reformator der katholischen Kirche. 60 Pf.

Leipzig — J. G. Findel.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch

F. Schrey, Berlin SW. 19 u. Wien II, Ob. Donaustr. 9.

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. — *J. C. B. Mohr.*

Nordseebad Büsum in Holstein (Bahnstation).

Vorzügl. stundenlanger grüner Strand. Kräftige Seeluft. Neues Warmbad. Stete Gelegenheit zu **Seefahrten** und **Seehundsjagden. Wattenlaufen. Billigste Preise.** Prospekte **kostenfrei** durch die **Badedirektion.**

Thee

Souchong, Congo, Pekoe, sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet

Alfred Böhm, Stuttgart.

Goldene Medaille!

Im Sommer **kühl**, im Winter **warm** sind

Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**

zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.

Umarbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis

A. J. Hermann, Donauwörth.

Zeitschriften-Schau.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

III.

Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Herausgegeben von K. Birkmeyer, L. Hellmann, K. von Maurer, M. von Seydel und E. Ullmann, Professoren der Münchener Juristenfakultät. Preis eines Jahrgangs von 4 Heften M. 14.—. Einzelne Hefte à M. 4.—.

III. Folge. IV. Band, 2. Heft. I. Rechtsgeschichte: Inleiding tot de Hollandsche rechts-geleerdheid. Beschreven by Hugo de Groot. Nieuwe uitgave door Mr. S. J. Fockema Andreae. Von Conrat (Cohn). — II. Civilrecht: Zur Litteratur des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Von Hellmann. — R. Schröder, Das eheliche Güterrecht in seinen Grundzügen. Von K. Unzner. — C. Barazetti, Das Eltern- und Kindesrecht nach dem Code Napoléon und dem badischen Landrecht. Von Jäger. — L. Weyl, Handbuch des Deutschen Aktiengesellschaftsrechts. In 3 Teilen. 1. und 2. Teil. Von Riesser. — Riesser, Das Bankdepotgesetz vom 5. Juli 1896. Von Delius. — III. Civilprozeß: R. Pollak, Das Konkursrecht. Von Frankl. — E. Kruse, Richteramt und Advokatur. Von Coermann. — H. Ortloff, Zur Irren-Gesetzgebung. Ein sozial- und rechtspolitischer Bericht. Von Th. Engelmann. — IV. Strafrecht: R. Bernau, Der Begriff des gefährlichen Werkzeuges im § 223a St.G.B. Von Oppenheim. — Fr. Dörr, Ueber das Object bei den strafbaren Angriffen auf vermögensrechtliche Interessen. J. Goldschmidt, Die Strafbarkeit der widerrechtlichen Nöthigung nach dem Reichsstrafgesetzbuch. Von Kleinfeller. — K. Klee, Zur Lehre vom strafrechtlichen Vorsatz. — J. Goldschmidt, Die Lehre vom unbeendigten und beendigten Versuch. Von Beling. — A. Loewenstimm, Aberglaube und Strafrecht. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. — L. Bauke, Rechtswissenschaftliche Untersuchungen. Von Coermann. — V. Strafprozeß: Fr. Zenk, Die Oeffentlichkeit im Militärstrafprozeß zusammt den ihr verwandten Materien. Von Kleinfeller. — VI. Staatsrecht: H. Rosin, Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck. Von Graßmann. — Oesterreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesammten österreichischen öffentlichen Rechts, herausgegeben von E. Mischler und J. Ulbrich. Zweiter Band. Battaglia, Roger, Freiherr v., Versuch einer systematischen und kritischen Darstellung des allgemeinen modernen Auswanderungsrechts. Von Hauke. — R. v. Landmann, Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, erläutert und mit den Vollzugsvorschriften herausgegeben, 3. Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. Rohmer. 2. Band. Gewerbeordnung §§ 105—155 nebst Vollzugsvorschriften, Nachtrag und Sachregister. Von S. — Th. Petzet, Bayerische Wahlreform. Direkte Landtagswahlen. Gesetzliche Wahlkreiseintheilung. Minoritätenvertretung. Wahlpflicht. Von Seydel. — Zeitschriften-Uebersicht.

Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Herausgegeben von C. J. Fuchs, H. Herkner, G. v. Schulze-Gävernitz, M. Weber. Erscheint in zwanglosen Heften.

I. Band, 1. Heft: R. Liefmann, Die Unternehmerverbände. Preis im Abonnement M. 4.—, im Einzelverkauf M. 5.—. I. Band, 2. Heft: G. Hecht, Colberts politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen. Preis im Abonnement M. 1.60, im Einzelverkauf M. 2.—.

Wiener staatswissenschaftliche Studien. Herausgegeben von Dr. Edmund Bernatzik und Dr. Eugen von Philippovich, Professoren der Universität Wien.

Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge. Demnächst erscheint: I. Band, 1. Heft: E. Adler, Ueber die Lage des Handwerks in Oesterreich. Preis im Abonnement M. 2.50, im Einzelverkauf M. 3.20.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Preis des vollständigen Jahrgangs der Zeitschrift (Vierteljahrshefte und Monatsblätter) M. 20.—, der Monatsblätter allein M. 8.—, der Vierteljahrshefte allein M. 16.—.

Neue Folge. II. Jahrgang, Vierteljahrsheft 4: R. Kötzschke, Die Gliederung der Gesellschaft bei den alten Deutschen. — E. R. Daenell, Polen und die Hanse um die Wende des 14. Jahrhunderts. — Fr. Rühl, Zum Ursprung der jüdischen Weltära. — J. Haussleiter, Bemerkungen zu dem Ketzerprozeß und den Schriften Johanns von Wesel. — O. Maßlow, Bibliographie zur deutschen Geschichte. — Monatsblätter Nr. 11/12.: G. von Below, Der Ursprung des Duells. — Kritiken. — Nachrichten und Notizen. — Nekrolog: Max Lossen. Von W. Goetz.

Die Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft hat aufgehört zu erscheinen. Die Vorräte sind an B. G. Teubner in Leipzig übergegangen. In dessen Verlag erscheint fernerhin: Historische Vierteljahresschrift, herausgegeben von G. Seeliger.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Synopse der drei ersten Evangelien.

Von
A. Huck,
Pfarrer in Postdorf bei Finstingen in Lothringen.

Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage.

Lex. 8. **1898.** M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Der Anhang enthält:
Die alttestamentlichen Citate in der Synopse. Die johanneischen Parallelen zu der Synopse. Parallelen und Doubletten.

Zimmerische Chronik.

Herausgegeben
von
Karl August Barack.

Zweite, verbesserte Auflage.

4 Bände gross 8. M. 40.—.
In Renaissance-Ganzlederband geb. M. 60.—.

„Die Zimmerische Chronik ist das größte und wichtigste Anekdotenbuch des 16., ja auch des 15. Jahrh. Keine Seite der deutschen Sagen- und Sittenkunde, keine Art des alten Humors, die nicht in urwüchsiger Form darin zu finden ist. Das Werk ist wunderschön ausgestattet und kann ein Kabinetsstück genannt werden." (Köln. Zeitung.)

Zur gefälligen Beachtung.

Die
Abonnementserneuerung
bei der Post und den Buchhändlern muß jetzt erfolgen, wenn in der Zustellung des Blattes keine Störung eintreten soll.

Ich erlaube mir, den in der vorigen Nummer enthaltenen Aufruf „an alle Leser und Freunde der Christlichen Welt" in geneigte Erinnerung zu bringen, und wiederhole hier die bereits an jener Stelle ausgesprochene Bitte.

Für Werbezwecke ist die nächste Nummer bestimmt. Bestellungen auf dieselbe erbitte ich umgehend.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in **Leipzig.**

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.

Postzeitungsliste Nr. 1565

Die „Chronik der christlichen Welt" giebt eine streng objektive Uebersicht über alle Vorkommnisse innerhalb der christlichen Kirchen auf der ganzen Erde. Dadurch, daß sie aus den zuverlässigsten Quellen schöpft, die Original-Urkunden genau wiedergiebt, ihre Erkundigungen über alle Punkte der Erde erstreckt, wo Christen sind, nur Thatsachen, nicht Kritiken giebt, bietet die „Chronik" die vollständigste und unparteiischste Uebersicht über die Geschichte des gegenwärtigen Christentums und wird später für den Geschichtschreiber in seinen Forschungen die wertvollste Fundgrube wichtiger Zeugnisse und Urkunden bilden.

Nr. 25. Versammlungen: Sechste Gnadauer Pfingstkonferenz; Norddeutsche Versammlung für Kindergottesdienste; Im Königreich Sachsen — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Bremen. Kirchenvertretung — Römische Kirche: Der italienische Staat und die römische Kirche; Katholizismus in Madagaskar; Nonnen in Frankreich — Verschiedenes: Weibliche Diakonie; Der Mormonenstaat am Salzsee — Vermischte Nachrichten

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig